P.b.b. Erscheinungsort Graz, Verlagspostamt 8010 Graz

BEHINDERTE

in Familie, Schule und Gesellschaft

Heft 6/1992 • 15. Jahrgang • öS 45,–/DM 8,–

Lebensqualität

Dieter Fischer

Lebensqualität und Behinderung — Ein Spannungsverhältnis

Verschiedenes Bedürfen

Man erzählt, ein Hund und ein Pferd waren befreundet. Der Hund sparte dem Pferd die besten Knochen auf, und das Pferd legte dem Hund die duftigsten Heubündel vor, und so wollte jeder dem anderen das Liebste tun - und so wurde keiner satt.

Ernst Bloch

Mein Zugang zu diesem Thema

(1) Mir kommt es darauf an, dieses Thema nicht nur aus theoretischer Sicht zu behandeln, sondern stets bezogen auf das konkrete Leben – und zwar aus sonder – bzw. heilpädagogischer Sicht. Meine Sympathie gehört zum einen der in letzter Zeit immer wieder in Verruf geratenen sog. „Lebensphilosophie", zum anderen dem existentiellen Verständnis des Menschen. Nach diesem sucht der Mensch Sinn und Halt in seinem Leben und sieht nicht nur die Tüchtigkeit oder Leistung als alleiniges Ziel für sein Leben und dessen Gestaltung. Quasi als „Zeugen" habe ich symbolisch *vier* Menschen eingeladen, die alle mit einer schweren Behinderung leben. Sie sind mir aus unterschiedlich langer heilpädagogischer Arbeit bekannt; ich meine, sowohl zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen verholfen als auch gleichzeitig ihnen Kompetenzen vermittelt zu haben, „Lebensqualität" selbständig in ihr Leben zu bringen bzw. einen eigenen „Lebensstil" zu entwikkeln.

Es sind dies

WOLFGANG, 18 Jahre
W. ist ein gut durchtrainierter, bestens aussehender und gestylter junger Mann, er ohne sein Verschulden zum „Grenzgänger" zwischen den Behinderungen geworden ist. Obwohl der auch die Schule für Geistigbehinderte hätte besuchen können, verließ er – vor allem in den Kulturtechniken – ziemlich erfolglos die Schule für Lernbehinderte. Seine intuitive Lebensklugkeit lehrt ihm mehr Mißtrauen, als daß sie ihm hilft. Für die Meisterung der „Fälle des Lebens" stehen ihm – bildlich geprochen – wohl kaum eine Handvoll Fähigkeiten zur Verfügung gegenüber einem ganzen Korb übernommener Wünsche. Wegen Alkoholmißbrauchs, Automatenspiels und Selbstwertproblemen geriet er auf die „schiefe Bahn". 20. 000 DM Schulden sind sein Kapital und wegen fortgesetzter Sachbeschädigung und Personenverletztung erhielt er 18 Monate Haft (Jugendstrafe).

GERHARD, 29 Jahre
G. ist ein großer, stattlicher junger Mann mit ausgeprägten technischen Interessen. Das Leben um ihn herum kommentiert er mit sicherem Wertbewußtsein. Seine schier aussichtslose Lage als schwerst behinderter, total von Pflege abhängiger Mann weiß er realistisch einzuschätzen. Mit 16 Jahren erlitt G. – kurz vor der Mittleren Reife – einen Mofa-Unfall mit schweren Schädel-Hirn-Verletzungen. Er lag neun Monate im Koma. Dabei verlor er seine aktive Sprache gänzlich wie auch die gesamte Motorik. Lediglich den Zeigefinger und den Daumen der rechten Hand kann er leicht bewegen und die Hand selbst verlangsamt schließen, nicht mehr aber ohne Hilfe öffnen. Seit zehn Jahren liegt bzw. lebt er – nach zwei Jahren Klinikaufenthalt – in einem modernen Pflegeheim. Seit einem Jahr läuft ein erster Beschäftigungsversuch. Seine zwei Brüder, deren FreundInnen und seine Eltern stehen fest zu ihm.

SEBASTIAN, 10 Jahre
S. ist ein zartes, aber ungemein liebenswertes Bürschlein. Zusätzlich zu seiner extremen Tetraspastik mit ausgeprägter Hypotonie (keinerlei Kopf- und Körperkontrolle) plagen ihn viele Krankheiten. Sein Vater ließ ihn mit seiner Mutter zurück und nahm den nicht behinderten Bruder mit ins Ausland. Die massive Mundspastik verunmöglicht ihm genüßliches Essen bzw. Trinken und jegliches Bilden von Lauten. Seine Behinderung beginnt er derzeit zu entdecken. Er guckt sich aber auch Freunde aus, weiß sein Lebensfeld abzustekken (z.B. seine Dose oder sein Rollstuhl) wie auch dieses zu überschreiten (z.B. durch das Verschenken eines getupften Fisches).

KATHARINA, 22 Jahre
K. ist eine höchst eindrückliche, originelle und willensstarke Frau. Aufgrund ihrer massiven Verhaltensprobleme lebt sie in einer „Sondergruppe" mit anderen geistigbehinderten, schwerst verhaltensschwierigen Männern und Frauen in einer Wohnanlage der „Lebenshilfe". Arbeit im herkömmlichen Sinne ist ihr derzeit noch nicht möglich. Als Person ist sie wach und völlig präsent, führen dagegen läßt sie sich kaum. Dann siegen die von nahezu allen gefürchteten aggressiven Ausbrüche gegen sich, Personen und Sachen

Ergänzend möchte ich gleich zu Beginn vier Thesen voranstellen und damit auch das Ziel meiner Bemühungen bzgl. des gestellten Themas skizzieren:

(1) „Lebensqualität" ist, auch wenn derzeit in aller Munde, kein primär pädagogischer Begriff und hat daher nur bedingt etwas mit heil-bzw. sonderpädagogischem Handeln zu tun.
(2) Behindertenarbeit, die zudem immer mehr gefragte, ist nicht identisch mit heil- bzw. sonderpädagogischer Arbeit.
(3) „Lebensqualität" und Behinderung stehen sich nur bedingt gegenseitig im Wege; sie haben aber ursächlich miteinander zu tun.
(4) Der Heil-bzw. der Sonderpädagogik geht es nicht in erster Linie um das Wohlbefinden (als Konkretisierung von Gut-Gehen) ihrer Klienten, sondern um eine verantwortlich und selbst verantwortete Lebensführung (als Konkretisierung von Gut-Sein)

Dem gegenüber möchte ich gerne die verborgenen Seiten des Phänomens „Lebensqualität" aufzeigen, sie pädagogisch charakterisieren und konkrete Hilfen bzw. Wege aufzeigen, um damit dem Verlust an Tiefendimensionen der Heil- bzw. der Sonderpädagogik ein Stück weit wenigstens entgegenzuwirken und so statt der augenblicklich favorisierten „Lebensgestaltung" als Antwort auf erfahrene „Lebensqualität" die „Lebensführung" (*Gerhardt*) entgegenzusetzen – denn nicht alles, was sich derzeit unter dem Stichwort „Lebensqualität" subsummieren läßt, ist dem

Menschen dienlich und daher eben auch nicht „gut".

2) Mit zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die ich im Laufe meiner mehrjährigen Tätigkeit als Sonderpädagoge sammeln mußte, gehört, daß sich das, was behinderte Menschen und deren Angehörige von der Heil- und Sonderpädagogik erwarten und dem, was diese Disziplinen zu geben in der Lage sind, an wenigen Punkten nur berührt – daß also sich zwischen beiden Partnern ein großer Graben auftun kann. Die Ursachen dafür liegen nicht einmal primär im Können der Heil- bzw. der Sonderpädagogik, sondern auch in dem, was sie *sein will* und tun *muß*.

Wenn Frau *Christa Schlett*, eine durch zahlreiche Publikationen bekannte Frau und Sozialpädagogin, jedoch selbst schwerst spastisch gelähmt, auf einer Podiumsdiskussion in Würzburg (1990) beklagt, daß sie als Frau sehr wohl wüßte, wie sie leben wollte, die einzigen, die ihr das verwehrten, seien die Sonderpädagogen, dann steht dieser von Bitternis geprägten Anklage der herausfordernde Satz von *H. Kudszus* gegenüber: „Den Menschen lieben, heißt auch – den anderen gegen ihn zu verteidigen!". Das meint im Klartext nicht anderes, als daß man sehr wohl *für den Menschen* engagiert sein kann, selbst wenn dieser das Gegenteil glaubt oder sogar an sich erfährt. Stehen also die Heil – bzw. die Sonderpädagogik tatsächlich dem entgegen, was behinderte Menschen und deren Angehörige, vielleicht sogar die Gesellschaft von ihnen erwarten?

Ist möglicherweise das Moment der „Lebensqualität" ein Schnittpunkt, an dem sich beide Partner wieder treffen könnten oder das Gegenteil – genau jenes, an dem sie sich in ihrem Wünschen und Wollen zusätzlich entzweien?

(3) Ohne schon geklärt zu haben, was „Lebensqualität" tatsächlich meint oder auch nur bedeuten könnte, verstehe ich sie als eine Art *Topos*, der heil- bzw. sonderpädagogisches Handeln überragt. Damit unterscheidet er sich von einem *Ziel*, das zielstrebig, konkret und mit sicherer Wahrscheinlichkeit zu verfolgen oder auch zu erreichen ist. Das Maß diesbzgl. gründet in seiner strukturellen Bedingtheit, die noch eingehend zu klären ist.

Nach seiner ethymologischen Herkunft hat ein „Ziel" mit Zeit zu tun und wird gleichzeitig als das „Abgemessene" verstanden bzw. beschrieben.

„Topos" dagegen meint zum einen „weites Land", zum anderen aber auch „Höhepunkt" – in einer Rede zum Beispiel – ,also etwas, worauf es ankommt und wodurch „freier Raum" gegeben ist bzw. nachfolgend erst entstehen kann.

Prof. Dr. *Schiefele* (Universität München) war es wohl, der in einem Rundfunk-Vortrag (1990) darauf aufmerksam machte, daß jeder Mensch in seinem Leben nach einem solchen „Topos" sucht und auch Berufe letztlich in ihrer erreichten Qualität vom Vorhandensein eines solchen Topos leben. Zumindest von großen Firmen ist bekannt, daß sie sich um eine Firmen-Philosophie bemühen, die mit einem solchen imaginären Topos vieles gemeinsam haben kann.

Ist nun „Lebensqualität" ein solcher Topos, der heil- bzw. sonderpädagogisches Handeln erneut zu beflügeln und dieses und ihre Adressaten wieder ein wenig zueinander zu führen vermag?

(4) Selbstkritisch müssen wir uns eingestehen, daß sich kaum eine Disiziplin der Pädagogik sonst so vielen Paradigmen-Wechseln bzw. einem so häufigen Austausch von Topi unterzogen hat wie gerade die Heil- bzw. die Sonderpädagogik. Es genügt, einige aufzuzählen – z. B. „Mündigkeit", „Mobilität", „Integration" oder „Normalisierung" –, um die Richtigkeit dieser Aussage zu bekräftigen. Mir selbst geht das „zu schnell", weil ich sowohl die notwendige Gründlichkeit der Bemühung um Realisierung der einzelnen Zielaspekte oder Paradigmen ebenso vermisse wie eine überzeugende und verbindliche Begründung für ein solches Jagen und Treiben von einer „Blüte" zur nächsten. Es macht den Alltag atemlos und stellt außerdem den, der diesen angezeigten Wechsel nicht ebenso bereitwillig wie flexibel mitvollzieht, in eine moralisch anrüchige Ecke. Es wäre schlimm, würden solche Zielvorgaben, Paradigmen oder auch nur sog. Topi zum einen vom Zeitgeist diktiert, zum anderen immer jene den Vorrang bekommen, die bequem zu erreichen sind und zudem der Publikumsgunst entsprächen. Heil- bzw.

sonderpädagogisches Arbeiten war noch nie einfach, weil das Leben unter schwierigen Lebensbedingungen alles andere als einfach ist. Wenn ich die „Lebensqualität" darüber hinaus nicht nur wegen ihrer scheinbaren Modernität in Frage stellte, sondern auch wegen ihrer bislang nicht erkennbaren pädagogischen Relevanz, dann habe ich noch immer nicht den Nachweis diesbzgl. angetreten. Über den Weg der Begriffsklärung soll dies geschehen.

Lebensqualität – was ist das?

Lebensqualität paßt gut in die augenblickliche gesellschaftliche Landschaft der westlich-reichen Länder. Der Begriff verkörpert gewohntes Anspruchdenken, wo in anderen Ländern Menschen mit dem Über-Leben kämpfen.
Mit „Lebensqualität" verbinden wir ein Recht, das unserer Selbsteinschätzung fast nahtlos entspricht. Man hält sich für wertvoll, weil man sich dieses oder jenes Auto, diese oder jene Wohnung leisten kann. In jedem Stück bezeichneter oder geforderter Lebensqualität steckt zu gleichen Anteilen die entsprechende Selbstbestätigung einerseits, aber auch jenes so notwendige Instrumentarium zur Unterscheidung der eigenen Person von anderen Individuen andererseits. Die Forderung nach Lebensqualität gemäß diesem Verständnis vermittelt u. a. als Botschaft auch die Tatsache eines bedrängten Selbst. Geht man jedoch vom Phänomen aus, erweist sich „Lebensqualität" als Merkmal oder auch als Eigenschaft einer Sache, einer Situation oder eines Arrangements. Solche Merkmale oder Eigenschaften sind meist gegeben und müssen daher lediglich entdeckt werden. Immer bezeichnen sie damit auch bereits Gewordenes, oft sogar Erstarrtes, das vorhanden ist und nur noch der Wahrnehmung durch den Verbraucher oder Benützer entgegensieht. Nicht immer wird man es dann der Öffentlichkeit zugänglich machen, sondern für sich bewahren, wie auch unsere Großmütter oft ihr „gutes Zimmer" den herkömmlichen Besuchern vorenthielten, und selbst den nahen Verwandten oder besten Freunden wurde das Sofa bzw. wurden die Sessel nur mit Überdeckchen angeboten. Und von Schwaben sagt man, manche haben ihr Geld auf der Bank, während in ihren Dörfern Häuser „vergammeln"; ihre Lebensqualität macht das Bankkonto aus und nicht das herausgeputzte Häuschen mit Garten. Dieses Moment „Lebensqualität" nimmt wahrhaft seltsame Wendungen und Biegungen; immer aber hat sie etwas mit uns, unserer persönlichen Lebensgeschichte und unserem Selbstverständnis zu tun und nie nur mit dem, was sich an Welt uns zeigt oder uns zugänglich ist. (Lebens) qualität ist zusammengefaßt etwas, das sich zum einen außerhalb von mir zeigt, z.B. das *einwandfreie* Obst, das *gepflegte* Restaurant oder die *gute* Bedienung in einem Geschäft; indem ich sie für mich übernehme bzw. daran partizipiere, übertrage ich dieses Moment in mein Leben und erhoffe mir so dessen „Qualifizierung" zum andern. Interessanterweise begegnet man diesem Wort kaum, wenn man mit Menschen aus den Neuen Bundesländern spricht. Deren Wort ist das der „Chance". „Als 50-Jähriger hat man keine *Chance* mehr!"; „Da hatte ich eine *Chance*, da habe ich zugegriffen!"; oder: „Mal sehen, ob wir da noch eine *Chance* haben!" – das sind Sätze aus deren Mund aufgrund ihrer Lebenserfahrungen. Beobachtet man die Sprecher bei solchen Sätzen, spürt man die Heftigkeit „mitlaufender Gefühle", Gefühle der Freude, der Anspannung oder auch der Resignation.
Stellen wir beide Phänomene zur Kennzeichnung von Lebensbefindlichkeit gegenüber, das der „Lebensqualität" und das der „Chance", erleben wir völlig unterschiedliche Daseinshaltungen – auf der einen Seite auf Haben-Wollen und Empfangen ausgerichtet zu sein, auf der anderen Seite in Erwartung doch noch etwas tun bzw. auch verändern zu können oder aber diese Chance für sich nicht mehr zu haben.
Wollte man die Beispiele zu den beiden Phänomenen in beschreibende Sätze weiterführen, ließe sich erreichte *Lebensqualität* wohl so ausdrücken: „Mir geht es gut!", „Ich fühle mich wohl!", oder auch: „Es wurde Zeit, daß ich mir das leisten konnte!". Es wird ein Zustand der augenblicklichen oder auch längerfristigen Selbst - Erhöhung erreicht, der allerdings selten dauerhaft satt, deshalb auch nur begrenzt glücklich macht und deshalb rasch nach Wiederholung ruft.
Chance dagegen in Worte zu fassen, verlangt völlig andere Satzkonstruktionen. Es eignen sich fast nur Verbindungen mit einem Verb bzw. einem Hilfszeitwort: „Ich *habe* die Chance...! Ich *kann* morgen *beginnen*. Ich *will* mich

bewähren. Jetzt *werde* ich zeigen, was in mir steckt. Ich *möchte* meine ganze Kraft *einsetzen.* Ich *will vorankommen.*" Man hat das Gefühl, hier hat ein Mensch einen neuen Lebensschritt getan, seinen Lebensweg verändert, oder er ist im Begriff, eine weitere Stufe zu nehmen.
Lebensqualität dagegen zielt auf ein *Gut-Gehen* und *Sich-wohl-Fühlen.* Doch beides kann nicht letztes Ziel einer überzeugenden Pädagogik sein. Sie hat weiterreichende Ziele als jene der Befindlichkeit. Sie will zusammen mit dem Menschen nach anderen Qualitäten Ausschau halten, die nicht allein im Jetzt liegen und sich als sichtbarer bzw. als vorzeigbarer Ertrag dokumentieren lassen, sondern auch zukünftigen Charakter haben, im Tun und Wirken, im Selbstsein und im Sollen, in der Lebensführung und nicht nur in der Lebensgestaltung ihre höchste Ausfaltung erleben bzw. sich darin niederschlagen. Nicht „mir geht es gut", hieße das Motto, sondern „Ich will Gutes leisten", vielleicht auch „Ich will gut sein!" bzw. „Ich will gut werden!".
Die in letzter Zeit, auch im Zusammenhang vor allem mit der Heil- bzw. Sonderpädagogik, immer wieder geforderte „Autonomie" des (behinderten) Menschen meint vor allem „Selbst-Bestimmung" und damit Anspruch, Fähigkeit wie auch Möglichkeit, sein Leben, sein Tun wie auch sein Dafürhalten selbst zu organisieren. *Gerhardt* (1992) dagegen übersetzt „Selbst-Bestimmung" mit der Fähigkeit zu bzw. der Erreichung von „Selbst-Verhältnissen". Er versteht darunter die „Kompetenz", sich selbst zu etwas in ein „Verhältnis zu setzen" bzw. seine Bezogenheit zu den Dingen des Lebens herzustellen, eine Selbst-Anbindung vorzunehmen und dabei eine solidäre Ich-Postion aufzugeben – oder mit meinen Worten formuliert: anstatt ein Ich-Mensch zu sein, ein „Mich-Mensch" zu werden (z.B. statt: *Ich* fühle mich wohl; *ich mag* nicht; *ich* will: *Mich* interessiert...Ich frage *mich*...*Mich* begeistert oder langweilt...*Mich* bedrängt...*Mich* treibt...)
Wenn Pädagogik und damit auch Heil-bzw. Sonderpädagogik sich als Appell an den Menschen versteht, im Dialog sein Sollen herauszuarbeiten, was nach *Kant* auch heißt, die eigene Vernunft zur Entfaltung zu bringen, dann gewinnt der Mensch damit eine moralische Kraft wie auch eine moralische Instanz, die auf Gut-Sein zielt und nicht allein und vor allem nicht primär auf Gut-Gehen. Mit ihr weiß der Mensch das Gut-Sein-Wollen in Parallele zum Gut-Sein-Sollen zu setzen und kommt so dem Sinn für das eigene Leben näher als durch Ansammlung von Fakts, die herkömmlich als „Lebensqualität" rangieren, letztlich aber häufig nicht viel mehr sind als Erträge einer Konsum-, Leistungs- und Überflußgesellschaft. Daß zum Erleben von „Lebensqualität" selbstverständlich auch der andere Anteil, nämlich das Wahrnehmen des Selbst, dazugehört, ist wohl selbstverständlich – selber auswählen zu können, aus eigener Kraft etwas bewegen oder bewirken zu können, sich gefragt zu fühlen oder auch etwas ablehnen zu dürfen, ohne soziale Einbußen zu befürchten. Natürlich läßt sich auch fragen, inwieweit ein Mensch zum Gut-Sein vorzustoßen imstande und bereit ist, wenn es ihm selbst nicht gut geht, was uns wieder zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen zurückbringt, ob zwischen dem Behindert-Sein und dem Erleben von Lebensqualität eben nicht doch ein überwindliches oder sogar unüberwindliches Spannungsverhältnis besteht, das es aufzuarbeiten gilt. Davon soll am Ende noch genauer die Rede sein. Mir war die Kombination jener beiden Lebensmomente einsichtig, wo doch selbst in sog. reichen Ländern viele behinderte Menschen immer noch bar jeglicher sog. Lebensqualität ihr Leben leben müssen. Genau gesehen aber fehlt hier weniger die Lebensqualität als eine ausreichende Lebensausstattung oder ein menschlich vertretbarer Lebensstandard. Auch wenn ich vorhin als Sonderpädagoge den Begriff der Lebensqualität vielleicht ein wenig zu forsch als „nicht-pädagogisch" disqualifizierte, so haben wir als Pädagogen eben doch die Aufgabe, menschenunwürdige Zustände anzuprangern und auf umgehende Veränderungen zu dringen – nicht aus pädagogischen Gründen allerdings, sondern aus purer mitmenschlicher Solidarität qualifizierte, so haben wir als Pädagogen eben doch die Aufgabe, menschenwürdige Zustände anzuprangern und auf umgehende Veränderungen zu dringen – nicht aus pädagogischen Gründen allergings, sondern aus purer mitmenschlicher Solidarität. Wir unterstützen damit jegliche soziale Arbeit, jedes politisches oder auch gesellschaftskritisches Engagement; allerdings sollten wir darauf achten, nicht in eine „billige Pädagogik" einzusteigen, die die Lebensqualität – also das Gut-Gehen – zur neuen topline er-

hebt, damit ein erneutes Kriterium für die Güte möglicher oder gar einzuklagender heilpädagogischer Arbeit schafft und gleichzeitig direkt wie indirekt zur weiteren Verurteilung oder Abwertung erfolgten Bemühens von HeilpädagogInnen beiträgt. „Lebensqualität" in diesem Sinne eignet sich meiner Ansicht nach nicht als ethische Kategorie für sonderpädagogisches Handeln, weil selbst Wohlbefinden nicht das umgreift, was menschliches Sein in dieser Welt meint und was menschliches Sein in diesem Leben trägt bzw. zusammenhält.

Lebensqualität – inhaltlich gesehen

Bislang versuchten wir „Lebensqualität" als ein strukturelles bzw. dynamisches Moment zu fassen und zu verstehen. Damit taten wir niemandem weh, gerieten in keine ideologische Auseinandersetzung, forderten bestenfalls die Geduld von MitarbeiterInnen, die konkrete Forderungen und Hinweise für ihre Arbeit mit behinderten Menschen erwarteten und riefen höchstens psychologische oder auch philosophische „Gegenspieler", vielleicht aber auch Mitstreiter auf den Plan.
Schwieriger wird es tatsächlich, wenn wir uns nach Kriterien umsehen, mit denen man den Grad von „Lebensqualität" bestimmen bzw. anhand deren man Lebensqualität inhaltlich füllen kann. Von außen gesehen lassen sich unschwer eine Reihe von Einzelfakten aufzählen, die nach derzeitigem gesellschaftlichen Agreement „Lebensqualität" umschreiben – zum Beispiel:

- ein Hotel mit Naßzellen anzutreffen
- im Krankenhaus Essen auswählen zu können
- einen gut bezahlten Arbeitsplatz zu haben
- eine gemütliche und vor allem ausreichende Wohnung zu ´besitzen´
- eine gesunde, zufriedene Familie sein eigen zu nennen
- selbst gesund und leistungsfähig zu sein
- Mitbestimmung in Gesellschaft wie im Beruf zu praktizieren
- bei den Dingen des täglichen Lebens ausreichende Auswahl vorzufinden

Wir bestätigen ungewollt unsere ersten Überlegungen und rücken Lebensqualität zum einen in die Nähe des guten, schönen Lebens, zum anderen formulieren wir Momente jener „Grundausstattung" des Lebens, die unserem derzeitigen Lebensstandard entspricht bzw. diesen nach außen wie nach innen dokumentiert. Daß dies nach wie vor für viele Menschen unerfüllte Wunschträume sind, wissen wir nicht nur aufgrund unserer Erfahrungen im Zusammenhang mit behinderten Menschen. Behindertenfunktionäre würden auf die Frage nach einer inhaltlichen Bestimmung von „Lebenqualität" manche vorausgenannte Aussage sicherlich präzisieren. Stellvertretend sollen *drei* Männer zu Wort kommen, die hier etwas zu sagen haben:
H. Preis, 1. Vorsitzender des Bundesverbandes Selbsthilfe Körperbehinderter (BSK), Krautheim an der Jagst, stellte in der verbands eigenen Zeitschrift „Leben und Weg" (1992, Heft 2) folgende Forderungen bzgl. „Lebensqualität" aus der Sicht körperbehinderter Menschen auf:
(1) Mobilitätssicherung
(2) Kommunikation
(3) Wahlfreiheit der Schulform
(4) Freie bzw. unterstützte Berufswahl
(5) Gesicherte Pflegeleistungen
(6) Finanzielle Grundsicherung
Diese Forderungen im Zug der Diskussion zur Verabschiedung des anstehenden „Gleichstellungsgesetzes" müssen auch von Heil- bzw. Sonderpädagogen nicht nur wohlwollend, sondern sicherlich auch mit hinreichenden, ja überzeugenden Argumenten Unterstüzung finden; doch Pädagogik ist das selbst noch nicht. Ein Stückchen näher an die heilpädagogische Arbeit mit schwer- und schwerst behinderten Menschen führt uns der Psychologe *H. Schumm* (1991, 95 ff) heran, wenn er unter „Lebensqualität" aus seiner Sicht folgende Aspekte summierte:
(1) mitmenschlich erlebte und gestaltete Pflege
(2) ermöglichte und sinnvoll gestaltete Bewegung
(3) ermöglichte und befriedigend erlebte Betätigung
(4) ermöglichte und geschützte Gewohnheiten
(5) unterstützte und gefüllte Gestaltung (in Anlehnung an Prof. Dr. *Haisch*, München)

Der Pädagoge *E. Dill* (1991, 117 ff) sieht unter „Lebensqualität" – besonders im Hinblick auf schwer- und mehrfach behinderte Menschen – folgende Momente:

Befriedigung basaler Bedürfnisse nach Geborgenheit, Bewegung und Kommunikation; erst dann sei zielgerichtetes Lernen möglich und würde von den entsprechenden Menschen gerne aufgenommen.
Die letzten beiden Gruppen brachten uns schon näher ins Zentrum von Heil- bzw. Sonderpädagogik; dennoch erscheint es uns notwendig, heil- bzw. sonderpädagogisches Handeln durch weitere acht Zielaspekte zu qualifizieren und zu präzisieren. Die Durchnumerierung beabsichtigt keine Rangreihe oder eine immanente Wertehierarchie; außerdem bedürfen auch diese Kriterien zusätzlicher Klärung und Ausdifferenzierung:

(1) sich Bedeutsamkeiten schaffen
(2) Beziehungen herstellen
(3) Bezogenheit leben
(4) Macht gewinnen bzw. ausüben
(5) sein Selbst aufbauen
(6) Kompetenzen erwerben
(7) sein Ich anbinden
(8) Sinn im Leben erfahren

Inhaltlich sich dem Phänomen „Lebensqualität" anzunähern, gelingt am besten vom Wort selbst her. Genauer betrachtet, setzt es sich aus zwei Begriffen zusammen – dem „Leben" und der „Qualität", die auf ihre Weise keine Summe bilden, sondern eine gegenseitige Potenzierung bewirken und so Neues, nie Dagewesenes zu schaffen imstande sind. Es ist schwer, „Leben" so zu charakterisieren, daß nicht nur weitgehendes Verständnis erzielt wird, sondern diesem letztlich auch entspricht. Sehr vereinfacht könnte man Leben als „Beziehungen zu haben" und „Bezogensein zu leben" übersetzen. Das Leben insgesamt verlöre nicht nur an Substanz, nein es geriete in tödliche Gefahr, würden Beziehungen reduziert oder solche gar nicht mehr zustande kommen. Das betrifft den organischen wie den psychischen „Apparat" gleichermaßen. Weitaus differenzierter setzt sich der Philosoph *V. Gerhardt* (1992) mit dem Begriff des Lebens auseinander: „Leben ist der umfänglichste und gleichwohl reichhaltigste Begriff für den Zusammenhang, in dem wir sind.
Verglichen mit ihm sind die Begriffe des „Seins", der „Wirklichkeit" oder der „Welt" abstrakt; was sie bedeuten, können wir bezeichnenderweise nur vom Leben her bestimmen. Ihnen gegenüber hat Leben den Vorteil der inneren Anschaulichkeit, denn es ist nicht nur in der belebten Natur außer uns, sondern in ganz elementarer Weise in uns... Was Leben ist, erfahren wir immer auch an unserer eigenen Lebendigkeit. Wir empfinden, fühlen und begreifen an uns selbst, was „Leben" heißt – genauer: Das Empfinden, das Fühlen und Begreifen an uns und durch uns ist selbst ein Vorgang des Lebens ... Vom Erleben des Lebens können wir uns schlechterdings nicht distanzieren.[1]
Der Begriff hat den Vorteil, eine gleichermaßen objektive wie subjektive Gegebenheit zu bezeichnen. Hinzu kommt, daß wir über diese Gegebenheit andere Begriffe und andere Phänomene uns erschließen können... auch Bewußtsein und Begriff, Ratio und Intellekt, Urteil und Geist zeigen sich stets nur im Verhältnis zum Leben; das Leben selbst ist neutral gegenüber der Vernunft und liegt ihr nur empirisch-historisch voraus. Das Leben hat immer System: wenn wir uns bewegen, wenn wir uns bilden, wenn wir uns ertüchtigen – es sind immer Sinneinheiten, die zutage kommen... Wir als Menschen sind wie eine Haut über den Leisten des Lebens gezogen und sofern wir nahtlos ansitzen, können wir sein, wie wir es wollen und die werden, als die wir uns ernsthaft begreifen." (*Gerhardt* 1992/9).
Demnach sind wir „eingefügt" (ebd.) oder nach *Capra/Steindl-Rast* (1991) „Zugehörige". Dabei sind wir „unspezialisiert" (*Gadamer*), was unsere Lern- und Lebensmöglichkeiten betrifft und sich gleichzeitig „naturbedingt als für jeden Menschen gegeben erweist" (*Gerhardt*). *I. Kant* überrascht mit seiner Aussage diesbzgl.: „Je schlechter die Natur den Menschen austattet, umso erstaunlicher sei, was er aus sich macht" (zit. ebd.). *Gerhardt* spricht davon, daß der Mensch „polykompetent" und „polymorph" in seinen Äußerungen, in seinem Verhalten „plastisch" und in seinen Einstellungen zu sich wie zu anderen „disponibel" sei. „In die von Instinkten freigelassene Lücke tritt der Geist; er ist das Organ, das die biologische Offenheit so erfahren läßt, daß sie sich weiter öffnet." Dadurch wird der Mensch

[1] In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, daß der Bayerische Lehrplan der Fachakademie für Heilpädagogik auf dem Gedanken der Beziehung bzw. des Bezogenseins aufbaut und die Heilpädagogik als Form mitmenschlicher Hilfe selbst wie auch ihre Notwendigkeit in der „Beziehungsgestaltung" begründet.

sich und seines Lebens selbstbewußt und in seinem Verhalten selbstbestimmt. Auf diese Weise wird die „Selbstorganisation zur Selbstbestimmung" (ebd.). Der Mensch begreift sich, weil er die Macht des Vorstellens, Nachdenkens und Wollens an sich selbst erfährt, zuständig nicht nur für diese oder jene Tat, sondern „für sein ganzes Leben" (ebd.). Es ist Tatsache: *Der Mensch führt* sein Leben nach seinen eigenen Vorstellungen; er kann dies nur insoweit, wie er sein Leben begreift. Wir müssen unser Leben im Bewußtsein der eigenen Bedürfnisse und Sehnsüchte, aber auch im Bewußtsein der eigenen Mangelhaftigkeit führen, gleichzeitig aber auch in der Hoffnung auf Erfüllung, auf Versöhnung und damit in Aussicht auf Sinn. Wir können, ja wir müssen unter diesen Bedingungen unser Leben verantworten, bei gleichzeitiger Chance, es in seiner naturbedingten Gegebenheit zu „überschwingen" (*R. Guardini* 1960). Auf diese Weise ist der Mensch indirekt wie direkt genötigt, selbst zu handeln. Wir können unser Leben in diesem Sinne und aufgrund von Erfahrungen selbst bestimmen und es verantwortlich führen, wenn wir uns selbst als solchermaßen befähigte wie beauftragte Menschen für „wichtig nehmen". Dieses Sich-selbst-wichtig-Nehmen mündet in einem Selbst-Begriff, der über das Phänomenologische hinausgeht und neue Qualitäten setzt. Damit ist die Frage nach unserem Tun („Was soll ich tun?") immer auch gleichzeitig die Frage nach dem Selbst („Wer bin ich?").

Diese Frage nach dem eigenen Sein wird nicht allein durch selbstbestimmte Handlungen beantwortet, sondern auch durch die Tatsache, als Selbst ein Individuum zu sein. Allein das ist der letzte Grund sich selbst *„ernst" (Gerhardt)* und nicht nur wichtig zu nehmen. Man versteht sich als Person, die in das Leben involviert ist, die Verantwortung für dieses Leben übernimmt und so auch für das eigene Tun und Lassen Verantwortung trägt.

Immer präsentiert sich der Mensch in diesem Lebenskontext als derjenige, als der er sich begreift. Demnach wäre es falsch, nur das Leben losgelöst von sich zu sehen oder dieses aus Distanz für gut oder nicht gut, schwer oder nicht schwer zu halten. Allein der Mensch als Person bzw. als Selbst ist gut oder nicht gut, trägt manches schwer oder erlebt manches als leicht. Nicht er bestimmt das Leben, sondern sein Verhältnis zu diesem entscheidet darüber, ob dieses als gut oder nicht gut, als schwer oder leicht von ihm wahrgenommen wird. Er selbst hat es aus diesem Sich-ernst-Nehmen heraus so zu ordnen bzw. zu führen, daß dieses „gut" wird. Nicht das Leben als solches ist schwer, formuliert *Gerhardt* in Anlehnung an *Wittgenstein,* sondern er selbst müßte sich beklagen, weil ihm die Führung seines Lebens nicht gelingt bzw. er diese auch nicht „ernst genug" wahrnimmt.

Bezogen auf ein Leben mit einer Behinderung spielen demnach nicht die jeweiligen Lebensumstände die entscheidende Rolle; schwer wird das Leben wohl in der Folge nur dann, wenn der jeweils behinderte Mensch an sich und seiner Person kein Ernst-Nehmen und kein Willkommen-Sein erfahren konnte, selbst aber vor der Aufgabe steht, sich selbst ernst nehmen zu sollen und das Leben, in das er eingebunden ist, willkommen zu heißen.

Was aber gewinnen wir aus diesen Überlegungen im Hinblick auf die *inhaltliche* Bestimmung von Lebensqualität?

Ich denke, es sind *sechs* Momente:

(1) Sie helfen uns, unsere Vorstellungen vom Leben – und damit auch von Lebensqualität – ein Stück weit zu entmaterialisieren. Gleichzeitig werden wir auf die Notwendigkeit verwiesen, Lebensqualität nicht mit einer Anhäufung von Gütern bzw. der äußeren Qualität dieser Güter gleichzusetzen oder gar einzutauschen gegen die allein dem Menschen obliegende Aufgabe, seine Verhältnisse zu den „Fällen und Dingen des Lebens" selbst zu bestimmen bzw. selbst zu regeln.

(2) Die voraus berichteten Überlegungen in Anlehnung an *Gerhardt* verweisen uns auf die Notwendigkeit von Geist und Inspiration, was wohl auch Vera *Kast* (1991, 55 ff) veranlaßt haben mag, Patienten selbst bei größten Lebensbelastungen sich ihrer „Freuden-Biografie" zu vergegenwärtigen und diese zu reflektieren als Widerspiegelung der Tatsache, bei ermittelten Defiziten sich als Person möglicherweise nicht ernst genug genommen zu haben. „Die Freudenbiografie bringt den Menschen in Kontakt mit sich selbst, und zwar mit dem Menschen, der auch freudig ist, der auch zur Freude fähig ist. In der Erinnerung wird die Freude wiederbelebt, und damit werden Situationen erneut lebendig, in

denen wir mit uns und mit der Welt einverstanden waren, in denen wir bereit waren, uns zu öffnen, mit anderen zu teilen, in denen wir erlebt haben, daß Leben uns auch etwas geben kann, was über das Erwartete hinausgeht." (dies. 64/65).

(3) Es kommt natürlich auch auf konkret zu benennende Inhalte an, die uns trotz unserer biologischen Bedingtheit nicht in die Enge, sondern in die Weite führen, die den Geist wach machen, unsere Seele sensibel und unser Herz froh. „Freudige Menschen fühlen sich im allgemeinen nicht als Opfer anderer Menschen oder von Umständen, denn sie haben Mut und Frische, ihr Leben zu gestalten" (dies. 81).

(4) R. *Guardini* (1960) führt uns noch ein Stück näher an die Quelle selbst bestimmten Lebens heran, wenn er sagt, der Mensch stehe im Spannungsfeld zwischen „Gewährung" und „Auferlegung". Zwischen beidem ein Gleichgewicht herzustellen und sowohl das eine als auch das andere bewußt bzw. intensiv zu leben, heißt seine Aufgabe.

Wieder begegnet uns der gleiche Grundgedanke wie bei *Gerhardt*, sein Leben eigenverantwortlich zu leben, was *Gerhardt* selbst „Lebensführung" nennt.

Nicht uninteressant ist, worauf uns das Ethymologische Wörterbuch aufmerksam macht, wenn wir nach dem Begriff „Leben" suchen (vgl. *Duden*, Band 7, 1963, 392). Von der Sprachwurzel her hat Leben mit dem Begriff „Leim" zu tun und damit auch die Eigenschaft bzw. das Verb „kleben", also das, was „bleibt" bzw. was „festhält", einschließt. Ich denke nicht, in die Gefahr der Über-Interpretation zu geraten, wenn ich daraus auch „durchhalten" oder „beständig sein" ableite.

Der *zweite* Begriff, den es zu betrachten lohnt, wollen wir uns das Phänomen „Lebensqualität" erschließen, ist der der „Qualität" selbst. An sich ist dies ein neutraler Begriff, der wirtschaftlichen bzw. dinglichen Zusammenhängen entstammt – also einer Sache oder einer Situation bescheinigt, von schlechter oder guter Qualität zu sein. „Qualität" meint nach dem Herkunftswörterbuch (1963, 541) „die Beschaffenheit, die Klangfarbe oder den Wert", wohl aber auch das „Verhältnis oder die Eigenschaften zueinander" beschreibt. Im lateinischen Ursprungswort „qualificare" steckt das Wort „facere", was nichts anderes als „machen oder tun" heißt.

Wollte ich diese zusammengeklaubten Hinweise übersetzen, sagen sie uns folgendes: Qualitäten ent- bzw. bestehen selten von sich aus. Sie sind entweder herzustellen, oder wenn sie vorhanden sind, als solche zu erkennen und zu beurteilen bzw. anzunehmen. Dies heißt nichts anderes, als ein persönliches „Verhältnis" (*Gerhardt*) zu ihnen herzustellen. Lebensqualität ist demnach in der Summe *nicht* von außen zu machen oder vorzugeben; sie ist vielmehr in ihrer Anerkennung als Eigenschaft wie in ihrer inhaltlichen Aussage auf das Tun des Menschen, auf sein Wahrnehmen, auf sein Verstehen und auf sein ganz individuelles Wertschätzen, auf sein Urteilen angewiesen. Letztlich spiegelt sich in jenem Phänomen der „Lebensqualität" sogar das eigene Selbst der jeweiligen Person wider und das, was diese von sich hält. Wollten wir es aktiv umformulieren, heißt das: Lebensqualität herzustellen, zu ermitteln oder auch nur sie als solche zu erleben, zählt zu den Aufgaben „selbstbestimmter Lebensführung" eines Menschen. Damit ergibt sich eine allen bekannte Grunderfahrung im Hinblick auf das Leben selbst. Man kann nur erfahrendes, angenommenes, zugestandenes und auch gewagtes Leben als Leben begreifen. Dazu muß der Mensch arbeiten, wohnen, feiern, gestalten, sich ausruhen, denken, spielen, gärteln aber auch lesen, schreiben, wandern, träumen, genießen oder verwerfen. Leben so gesehen besitzt dann eine „innere Anschaulichkeit" (*R. Guardini*)

Bei dem in letzter Zeit schier inflationär gebrauchten Begriff der Lebensqualität habe ich den Eindruck, wir verwechseln die Bedingungen mit dem Produkt – oder mit meinen Worten: wir vertauschen das Moment der „Lebensausstattung" mit dem der „Lebensqualität". Der dabei zentrale und entscheidende Faktor ist die Person selbst, das Individum oder auch das Selbst, das aus den gegebenen, gesicherten oder auch noch zu schaffenden Beständen, von uns verstanden als „Lebensausstattung", erst die „Lebensqualität" herauszufiltern bzw. sich zu erarbeiten hat.

Notwendig ist hierzu ein Um-Schaffungs - oder auch ein Um-Wandlungs-Prozeß, der eine Um-Deutung ebenso mit einschließen kann wie eine Um-Gestaltung. Diese Leistung kann niemand stellvertretend für einen anderen erledigen; wohl aber kann man dazu ermuntern, anregen und befähigen, wie man diese auch verlernen mag, als verboten bzw. als

unerwünscht erlebt oder sich auch total verweigern und entziehen kann. Viele gesellschaftlichen Instanzen sind daran interessiert, so z.B. allem voran die Werbung, daß dieser Um-Schaffungs-Akt kein auschließlich persönlicher bleibt und nicht allein in die Verantwortung des Individuums gestellt ist. Solche Instanzen sagen uns stellvertretend, was derzeit oder was in einem bestimmten Zusammenhang als „wertvoll" oder „wichtig" zu bewerten ist. Sie belegen Produkte zusätzlich mit inhaltlich festgelegten Qualitätsmerkmalen oder vermitteln sehr plump und undifferenziert, was derzeit „in" und was „out" ist. Solche professionellen „Qualitätspropheten" wissen auch sehr gut vom schnellen Abgegriffensein bestimmter Merkmale und den damit einhergehenden sog. Erlebnissen, die eigentlich nicht viel mehr als „Ereignisse" sind, weil ihnen das Erlebnishafte eben doch weitgehend fehlt und deshalb eine gewisse Leere zurücklassen. Um einen Ausgleich zu schaffen, wertet man auf oder übersteigert sogar das ursprüngliche Objekt, die Situation oder das Geschehen. Die „Erlebnisgastronomie" mag ein Beispiel dafür sein, wo das genüßliche Essen eben nicht ausreicht, um den Gast zu faszinieren; es müssen zusätzliche Reize geschaffen oder angeboten werden wie Bauchtanz, Fakire oder Clowns. Gleiche Funktion übernehmen Farben, Formen, Klänge oder auch Gerüche – und nicht zuletzt die Sprache mit oder ohne Musik.

Hier ist eine große Entmächtigung des Menschen im Gang, die mit einer gewaltigen Bemächtigungsanstrengung einhergeht; an ihr dürfen wir als Pädagogen, wenn wir glaubhaft für den Menschen und dessen Sollen eintreten möchten, nicht kommentarlos vorübergehen. In diesem Sinne können der Kunst- und Musik-Unterricht, der Literatur- und Geschichts-Unterricht, wie auch der Religions- und Ethik-Unterricht wirken. Auch unsere heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit ist letztlich auf diesem Hintergrund gesehen eine große *Ermächtigungsarbeit*. Sie will den Menschen stärken und bestätigen, ertüchtigen und bilden, anregen und herausrufen, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und dieses in Eigenverantwortlichkeit zu führen. Sie will ihm gleichzeitig unmißverständlich verdeutlichen, daß ihn auf Dauer nur seine eigene Umschaffungs- und Deutungsarbeit befriedigen und erfüllen wird, was ihm aber gleichzeitig ein größeres Maß an Identität und Erlebniskraft und darüber hinaus auch an „Zugehörigkeit" verschafft, nämlich an seinen *„Selbst Verhältnissen"* gearbeitet zu haben.

Der Beitrag der Heil- bzw. der Sonderpädagogik zur „Lebensführung" behinderter Menschen

Wenn ich eingangs für manche vielleicht ein wenig provokativ feststellte, daß Behindertenhilfe nicht identisch mit Heil- bzw. Sonderpädagogik sei, dann in der sicheren Gewißheit, Pädagogik ist mehr, als zur Grundausstattung eines Leben beizutragen oder den Lebensstandard eines als menschlich geltenden Lebens zu sichern. Daß wir auf dieser Ebene gerade im Hinblick auf behinderte Menschen immer noch mit erheblichen Defiziten zu tun haben, ja teilweise katastrophale Mißstände antreffen, gehört zu den wahrhaft traurigen Kapiteln in unserem an sich reichen Land. Hier sehen wir uns als Heil- bzw. Sonderpädagogen solidarisch mit all jenen, die dieses ändern wollen, werfen unsere Argumente mit in die gemeinsame Waagschale und pochen gegenüber den Entscheidungsträgern auf absolute Dringlichkeit. Die Schwierigkeiten der Heil- bzw. der Sonderpädagogik beginnen zum einen dort, wo es um ein definitives Beschreiben dessen geht, was inhaltlich jene „besseren Umstände" ausmacht, zum anderen aber noch gravierender, wenn es um die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Mitwirkung bei anstehenden Entscheidungen geht im Hinblick auf das Idealziel einer möglichst selbständigen Lebensführung des einzelnen. Nicht sein *Gut-Gehen*, sondern sein *Gut-Sein* steht dabei im Mittelpunkt der Überlegungen–möglicherweise gegen die Vorstellungen oder gegen den Willen der jeweils Betreffenden selbst (vgl. *H.* Kudszus).

Heil- bzw. Sonderpädagogik engagiert sich für Erziehung und Bildung, begleitet bzw. unterstützt durch Pflege und Therapie, von jenen Menschen, die aufgrund schwieriger, belastender, einschränkender oder auch behindernder Lebensbedingungen ihren eigenen Lebensfreiraum nicht wahrnehmen können und so ihre selbstverantwortete Lebensführung notgedrungen versäumen. Dabei sind nicht die vorgebrachten oder auch nur ange-

nommenen Wünsche der Beteiligten maßgeblich, sondern allem voran das Herausfinden dessen, was dieser Mensch als Individuum in dieser Welt soll und was er bzw.sie mit seinem/ihrem Lebe n bezogen auf ihre Bestimmung oder auch ihre Botschaft – bewirken oder schaffen möchte.
Bei aller pädagogischen Arbeit – unabhängig von ihrer Spezifizierung – geht es immer um das Erreichen der *Mitte für bzw. in Zusammenarbeit mit dem einzelnen Menschen*, ohne daß diese Mitte lediglich als Verkörperung sich ausformender Subjektivität oder erreichter Individualität verstanden wird, sondern diese immer auch in Beziehung zu einer Meta-Ebene, konkret zu überindividuellen Zielsetzungen zu sehen und zu intepretieren ist.
Wenn *Gerhardt* in seinem leidenschaftlichen Appell zum Selbst-Werden des Menschen als Ausformung seines Gut-Seins aufruft und auf die Notwendigkeit, Selbst-Verhältnisse herzustellen, verweist, dann tut er es nicht in einem modernistischen Sinne vernetzten Denkens. Vielmehr geht es ihm um das Bezogensein des Menschen zu seinen Fundamenten in sich wie zum Leben, in das er involviert ist. Nur so kann er dazu kommen, „der zu werden, der er ist " (ders.).
Dem gegenüber hat sich, schauen wir zurück, die Heil- bzw. die Sonderpädagogik zu lange darauf begrenzt, *behinderten-spezifisches Verhalten* zu beschreiben, die ermittelten Defizite aufzulisten, nach Kategorien zu ordnen und im besten Falle Therapie- oder Trainingsvorschläge anzubieten, die in der Tendenz immer in einem „Dagegen-Tun" begründet waren.
Lange Zeit kämpften wir gegen die damit im Zusammenhang stehende und meist amtlicherseits festgeschriebene Bildungs- bzw. Schulbildungsunfähigkeit. Sie schloß Kinder nicht nur aus dem konkreten Vollzug von Erziehung-, Bildungs- und Fördermaßnahmen aus, sie entzog diese auch dem fachlichen Blick der Pädagogik insgesamt, sodaß sie an diesen weder wachsen noch sich verändern konnte. Immer noch haben wir mit der Aufarbeitung dieser Defizite zu tun, was letztlich die Betroffenen mit reduzierter Lebensqualität zu bezahlen haben, weniger wir – die Professionellen.
Allmählich gewannen alte anthropologische Aussagen wieder die Oberhand und schienen auch für behinderte Menschen zu gelten – daß z.B. jeder Mensch auf Zuwendung angewiesen ist wie auch auf Erziehung und Bildung, daß jeder Mensch als lernfähig bzw. belehrbar gilt, daß aber auch jeder Mensch in dieser Welt etwas bewirken will und sich auf diese Weise in seiner Einmaligkeit erleben möchte.
Der Mensch läßt sich eben nicht anhand statistisch gesicherter Daten so beschreiben, daß er sich in diesen als unverwechselbare Person wiedererkennt, wie er auch nicht anhand objektiv feststellbarer Eigenschaften zu fassen ist, wenn es um die Charakterisierung seiner Persönlichkeit geht. Letzlich beschreibt sich der Mensch selbst „in seinem Bewußtsein von sich selbst", was durch ihn in seinem Wahrnehmen von Lebensqualität und auch im Entwickeln seines Lebensstils zum Ausdruck kommt. Wenn SEBASTIAN mit Haut und Haaren seine mit Hilfe selbst beklebte Dose verteidigt, seine Handpuppe GREGOR wie seinen besten Freund behandelt oder auch nur vehement reagiert, wenn jemand zu ruppig mit seinem Rollstuhl umgeht bzw. an diesen stößt, dann wird daran deutlich, was ihn bewegt und womit er sich identifiziert. Er hat sich und damit sichtbar für die Welt durch diese „Besetzung" einen Wert gegeben. „Alles, was dem Menschen von außen zustößt, ist null und „nichtig", sagt *Cassirer*, „sein Wesen ist von äußeren Umständen nicht abhängig. Es gründet einzig und allein in dem Wert, den er sich gibt!" (1944, 23) bzw. den er lebt.
Wir kommen in der Heil- bzw. in der Sonderpädagogik aus dem Streit nach den besten bzw. den effektivsten Methoden kaum heraus. Lerntheorie, Bildungstheorie, Kommunikative Didaktik, Freie Schulen oder Integratives Lernen sind nur wenige Beispiele dafür und stehen stellvertretend für die vielen weiter nicht genannten Ansätze. Für mich allerdings steht dabei, neben den sich ergebenden moralischen Vernichtungen des jeweils Anders-Denkenden, vor allem das „recte vivre" des Zu-Erziehenden und des Zu-Bildenden auf dem Spiel. Dieses ist in einem solchen Methoden- bzw. Konzeptionsstreit gar nicht vorgesehen oder bereits inhaltlich unveränderbar vor-definiert. Allein deshalb fällt es in seiner erst zu findenden Bedeutsamkeit völlig aus der Wahrnehmung jener heraus, die sich um die Lebensführung behinderter Menschen Gedanken machen und durch ihre praktische Arbeit in Form von Begleitung, Betreuung oder Beratung bzw. in Form von Unterricht, Therapie und Pflege wirksame Unterstützung

leisten wollen. Zusätzlich gilt auch noch dieses: Das, was der Pädagoge für sich selbst nicht als bedeutsam erkennt, was ihn selbst nicht bewegt und was für ihn nicht selbst als unumstößlicher Inhalt gilt, wird er auch nicht weitergeben – und wenn er dies tut, dann vollbringt er dieses nur mit halber, aber nicht mit Überzeugung schaffender Kraft.

Ich selbst kann heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit nur dann als überzeugend empfinden, wenn sie in der Synopse aller voraus genannten Konzeptionen bzw. Theorien sich mit den Menschen befaßt, die unter schwierigen Lebenskonstellation leben und den jeweils einzelnen Menschen zu dessen *Mitte* führt. Diese Arbeit geschieht auf *vier* sich gegenseitig ergänzenden Wegen: dem Sich-Gründen (1), dem Sich-Ertüchtigen (2), dem Sich-Bilden (3) und dem Etwas-Bewirken oder Etwas-Schaffen (4) jeweils in Entsprechung mit einem übergeordneten Topos, der nicht mehr das subjektive Wünschen repräsentiert, sondern eine dem Menschen vorgegebene Instanz darstellt, auch wenn diese als sein Sollen aus ihm selbst kommt. Nur das Gleichgewicht zwischen jenen vier Aufgabenfeldern, um das sich jeder täglich neu bemühen muß, und die innere Abstimmung zwischen seinem Wollen und seinem Sollen führen den Menschen zum „recte vivre" und erlauben ihm nicht nur eine befriedigende Lebensgestaltung, sondern eine im Gut-Sein gründende Lebens*führung*.

Während das *Sich-Gründen* dem Menschen hilft, Wurzeln zu schlagen, Heimat zu finden oder auch Fuß zu fassen – und dies nicht nur konkret, sondern immer auch symbolisch zum Beispiel in Musik, in Sprache oder in Brauchtum, verhilft ihm das *Sich-Ertüchtigen* zu „Qualifikationen" im funktionalen wie im lebenspraktischen Bereich. Das *Sich-Bilden* dagegen strebt „Qualitäten", d. h. Werte, Bedeutungen und Ordnungen an, also Verhältnisse des Menschen zu sich und seiner Welt. Das *Bewirken* dagegen stellt in seiner Eigenart für heil- bzw. sonderpädagogische Zusammenhänge insofern ein Novum dar, als dieses im Gegensatz zu anders begabten SchülerInnen, *in* die Schul - bzw. Lernzeit verlegt wird und nicht dem Schüler in dessen Später alleine überlassen bleibt. Stärker als normal begabte Kinder und Jugendliche lebt das behinderte Kind, der behinderte Jugendliche im Hier und Jetzt. Dieses ist von Abhängigkeit und Fürsorge zum einen und von Nicht-Willkommensein bzw. Nicht-gebraucht-Werden zum anderen bestimmt. *Schulzeit* ist für behinderte Kinder und Jugendliche in einem weitaus stärkeren Maße wie für andere *Lebenszeit* – und zwar eine alternativlos zu gestaltende Lebenszeit, in der versucht werden soll, all die Verletzungen aufzuarbeiten und auszugleichen, die behinderte Kinder bzw. Jugendliche bis dahin bereits sammeln mußten; denn – wer es selbst nicht gut geht, der hat es noch schwerer, das zu sein, was er möchte, nämlich „gut zu sein" bzw. das zu werden, was er/sie werden soll, nämlich „er/sie selbst".

Die hohe Bedeutsamkeit des eigenen Selbst wird durch die dreimalige Verwendung des Wörtchens „sich" (*sich* gründen, *sich* bilden, *sich* ertüchtigen) zum Ausdruck gebracht – und *bewirken* kann ebenfalls nur das aktive oder wie auch immer wache Individuum. Professionelle Hilfe ist stets nur begleitende Hilfe. Professionelle Hilfe würde versagen, bewegte den Klienten, den Patienten, den der Hilfe Bedrüftigen nicht ein unauslöschlicher „Wille zum Glück" (Thomas *Mann*). I. *Kant* schreibt sogar von „Willigkeit" und sieht diese als Voraussetzung für das Gewinnen von Erkenntnissen, Einsichten und souveräner Tüchtigkeit, die einen neuen bzw. veränderten Verstehenshorizont zu Wege bringt, gepaart mit Selbstdiziplin, Kraft und Mut.

Werthaftigkeit und Bedeutungen zu erfahren einerseits, Gegebenheiten einschließlich der Behinderung als Chance zur Veränderung zu sehen andererseits, sind Erträge aus jener Anstrengung, sich zu gründen, sich zu ertüchtigen, sich zu bilden und der schier aufwühlenden Erfahrungen, etwas zu bewirken. Vor allem das Letztere gibt das sichere Gefühl bzw. vermittelt die Entdeckung, selbst eine Botschaft zu haben in Form von Ideen, eigener Kraft und Fantasie, und zusätzlich erlebt man Macht als die dem Menschen bedeutsame Erfahrung, der Welt wie dem Leben nie nur ausgeliefert zu sein, sondern – im Gegensatz dazu – sie auch zu bewegen, vielleicht sogar im begrenzten Rahmen diese weiter zu entwikkeln und gemäß eigener Möglichkeiten etwas Bleibendes zu bewirken.

Dabei kommt es nicht auf sog. große Dinge an; häufig sind kleine Situationen ebenso bedeutungsträchtig – zum Beispiel als Kind einen Turm aus Bausteinen zu erstellen; mit Ton so umzugehen, daß der Becher stehen bleibt; beim Kartenspiel die Strategie vorzugeben; oder

einfach den Mut zu entwickeln, eine schwierige Untersuchungssituation beim Arzt durchzustehen. Immer tönt die gleiche Melodie: Ich bin *WOLFGANG* oder *KATHARINA* oder *GERHARD* oder *SEBASTIAN* – ich habe etwas zu sagen, selbst wenn ich nicht sprechen kann!

Was aber kann die Heilpädagogik „konkret" zum Erreichen von Lebensqualität beitragen?

Ich sehe in diesem Zusammenhang *zwei* grundsätzliche, jedoch jeweils unterschiedliche Aufgaben – zum einen geht es um die Erreichung jener Kompetenz, die den voraus benannten Umwandlungsprozeß als Um-schaffensprozeß zustande bringt, zum anderen aber auch um inhaltliche Erträge insofern, als wir das Erreichen von Lebensqualität damit in unmittelbarer Verbindung sehen.

Zum Ersteren

Es ist immer nur in begrenzter Weise möglich und im Ergebnis dann auch nur bedingt stimmig, in einem curricularen Sinne Fähigkeiten und Fertigkeiten aufzulisten, die eine psychische Leistung – in unserem Fall das Erleben, Deuten und Für-wahr-Halten – beschreiben. Aber Anhaltspunkte lassen sich daraus dennoch gewinnen.

Der Um-schaffungsprozeß, etwas Gegebenes als „Qualität für mein Leben" anzusehen bzw. anzunehmen, umfaßt u. a. folgende Einzelleistungen:

- wahrnehmen, was ist und was sich zeigt
- sich anmuten lassen von dem, was über den Reiz hinaus „mitschwingt"
- zu hören, zu schauen, zu fühlen, was es mir bedeuten könnte bzw. was sich in mir tut, sich bewegt, was mich berührt
- das Gefühlte, Gehörte, Geschaute, Angekommene usw. „fassen", d.h. es bezeichnen, darstellen, umschreiben, hinzeigen, wiederholen
- sich grundsätzlich einüben in das Wertschätzen (statt möglicher Entwertung oder Vernichtung)
- sich dem aussetzen, was sich mir bietet bzw. was mich umgibt
- eigene Wünsche in Abstimmung mit dem zu bringen, was ich habe bzw. was auf mich zukommt.

Als Grundvorstellung für heilpädagogisches Handeln bezüglich erfahrbarer „Lebensqualität" gilt folgendes Grundmodell:

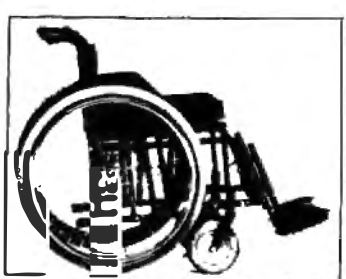
Dieser hier skizzierte Um-Wandlungs-Prozeß versucht, aus einem neutralen „Reiz" eine mich angehende „Botschaft", eine Qualität zu formen. Das geschieht über einen Wahrnehmungs-, einen Interpretations- und einen Identifikationsprozeß.

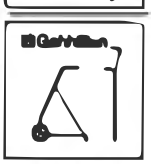
Der „Lebensstil" ist wohl die höchste Ausformung jenes gewonnenen Selbstverhältnisses, von jenem „Werde, wer du sein sollst!"

Wie schlicht mutet dagegen an, lediglich die äußeren Verhältnisse zu verbessern, den Menschen dagegen ohne die ihm mögliche, die in ihm währende und die ihm aufgetragene Selbst-Formung bzw. Selbst-Gestaltung zu belassen.

Sein Leben in diesem Sinne zu „führen", ist mehr, als sich nur um autonomes Verhalten zu bemühen oder um selbst-bestimmte Situationen gar zu streiten. Es ist letztlich, wie bereits nachgewiesen, eine ethisch relevante Fragestellung und nicht mehr nur eine Angelegen-

besser leben





Beratung zu Hause
Servicedienst prompt
Kostenvoranschläge kostenlos

Wir sind Spezialisten für individuelle Lösungen. Unser Reha-Techniker kommt zu Ihnen ins Haus, nimmt sich für Ihre Probleme Zeit und unterbreitet Ihnen spezielle Vorschläge. In unseren Geschäften finden Sie eine große Auswahl zur Besichtigung.

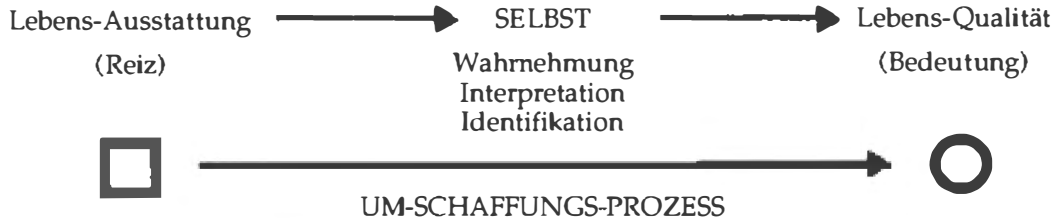
1010 Wien, Freyung 5 Tel.: 0 222/533 73 04
1010 Wien, Teinfaltstraße 4 Tel.: 0 222/533 24 81
1060 Wien, Mariahilfer Straße 95 Tel.: 0 222/596 12 85
1100 Wien, Favoritenstraße 69 Tel.: 0 222/604 31 42
1210 Wien, Angererstraße 2-6 im ES Tel.: 0 222/ 38 21 72
1220 Wien, Wagramer Straße 83 im DZ Tel.: 0 222/ 23 12 06
3100 St. Pölten, Daniel-Gran Str. 54 Tel.: 0 2742/68 0 02

besser leben mit
institut obständig

heit von bedürfnisorientiertem Selbst-sein-Wollen. Defizite diesbezüglich sind weder dem behinderten Menschen noch seinen Helfern anzulasten. Da allein die Bereitstellung einer an sich selbstverständlichen Lebensbasis schon so viele Mühe, so viele Kämpfe und so viele Hürden zu nehmen erfordert, meint man, wenn man diesbezüglich erste Erfolge auf einen langen Weg der Instanzen und gegen den Wind zahlreicher Stigmatisierungen und Vorurteile gelaufen ist, schon das Beste und damit schier alles für behinderte Menschen getan bzw. erreicht zu haben.
Letztlich aber sind nicht jene anzuklagen, die sich für die **Ausgangsbasis** engagieren, im Gegenteil, ihnen ist Anerkennung und Wertschätzung entgegenzubringen, denn sie sind die ersten, die den Pfad durch diesen menschenverachtenden Dschungel schlagen; Defizite haben eindeutig die Heil- bzw. Sonderpädagogik vorzuweisen. Sie stehen in unumstößlicher Bringschuld dahingehend, den einzelnen Menschen, der mit einer Behinderung leben muß, zu befähigen und zu gewinnen, nicht das Glück von außen kommend zu erwarten, sondern in sich selbst den „Willen zum Glück" anzukurbeln und die sich anschließende, jeweils notwendige Umsetzungsarbeit zu erbringen.

Zum Zweiten

Inhaltliche Erträge sind im Zusammenhang mit dem Gewinnen von Lebensqualität selbstverständlich auch zu erbringen, wenn wir den Um-Schaffungs-, Deutungs- bzw. Identifikations-Prozeß als eine Leistung des souveränen Selbst verstehen, das unter dem Gut-sein-Wollen sein Leben führt. Es sind Persönlichkeitserträge, die jedem Menschen in hohem Maße dienlich, d. h. von großer Bedeutung für ihn und seine Lebensführung sind, die aber gleichzeitig – trotz ihrer nur auf den ersten Blick vermuteten Einfachheit – keineswegs in der gleichen Selbstverständlichkeit jedem Menschen zur Verfügung stehen. Es ist die Fähigkeit zum UND (1), die Fähigkeit zum JA bzw. NEIN (2), die Bereitschaft zu einer „Schritt-für-Schritt-Kultur" samt der Wiederentdeckung des **Augenblicks** (3), die Fähigkeit, im Einfachen, im Wenigen und im Kleinen das **Wesenhafte** zu suchen (4) und letztendlich die Bereitschaft zur Ausbildung bzw. zur Gewinnung eines persönlichen **Lebensstils** als Ausdruck des eigenen Gut-Seins (5).



Allerdings ist insofern vor einer euphorischen Stimmung zu warnen, als die Heil- bzw. die Sonderpädagogik in einem mehrfachen Sinne auch Verzicht leisten muß; zum einen kann sie nicht mit Sicherheit voraussagen, was den einzelnen Menschen erreichen wird (vgl. die Parabel von Ernst *Bloch*), zum anderen ist sie auch nicht befugt, den Um-Schaffens-Prozeß inhaltlich in eine von ihr in Aussicht genommene konkrete Richtung zu lenken; lediglich um eine offene, vorurteilsfreie und damit positiv gestimmte Haltung wird sie sich bemühen (nicht: was kann mir schon aus **Basel** Gutes kommen, sondern: höre, schaue, sei offen – laß dir von **Basel** etwas erzählen!)

(1) Das UND

Weder Lernen noch Leben können auf Dauer auf das UND als bedingenden wie auch stimulierenden Bestandteil verzichten. Es stellt das Bezogensein und Beziehungs-Schaffen des Menschen in den Mittelpunkt. Mit jedem neuen Begriff, jeder neuen Einsicht, jeder neuen Fähigkeit und mit jedem neuen Befinden realisiert der Mensch das UND auf seine und gleichzeitig auf die jeweils typische, weil sach bezogene Weise.
Ich UND die Welt, ich UND mein Freund, ich UND meine Puppe oder mein Schmusetier, ich UND mein Verein – das sind Konkretisie

rungen aus dem Alltag, wie sie jeder kennt. Demgegenüber unterscheiden sich behinderte Menschen. Nicht nur, daß ihnen viele an sich selbstverständliche UND verunmöglicht werden, weil ihnen weder das „Material" noch die Kompetenzen zur Verfügung stehen – nein: ihre Behinderung selbst ist diesem Annäherungs- und Verknüpfungsprozeß im Wege. So gesehen sind schwerste Behinderungen letztlich auch immer sogenannte UND-Störungen, wie auch eine einseitige, auf die Verbesserung von Funktionen ausgerichtete Förderung eine UND-**Verhinderung** für den Menschen darstellen kann. Die Ausdifferenzierung der UND-**Fähigkeit** des Menschen ist nie nur auf funktionalem Wege zu erreichen, d. h. der Modus der Ertüchtigung reicht nicht aus, selbst wenn Können die UND-Leistung des Menschen nicht unwesentlich zu unterstützen vermag. UND-Leistungen sind immer in der Bildung des Menschen verankert bzw. auf dessem Bildsamkeit wie auch dessen Bildungsarbeit angewiesen.

Aber auch das Sich-Gründen kann nicht ohne diese UND-Anstrengung gelingen. Das wissen vor allem jene, die in sich dieses vollzogene UND als Verwurzelt-Sein erleben und dieses beim Abschied-Nehmen wie ein Durchschneiden oder Durchtrennen der gewachsenen UND-Beziehungen überaus schmerzlich dann empfinden.

Dieses UND beginnt für den Menschen im Erleben von Zuwendung durch die mütterliche Bezugsperson, wie sein Leben aus einem „großen UND" überhaupt heraus erst entstehen konnte. Er muß dann für sich diese ersten biologischen und psychologischen UND-Stränge durchreißen, soll der Mensch zu eigenen UND-Leistungen kommen. UND-Fähigkeiten sind natürlich auch Voraussetzungen für die Realisierung eigenen Gut-sein-Wollens wie auch für das Gut-Gehen, was durch die Akzeptanz von Lebensausstattung und Lebensbedingungen zustandekommt. Allerdings ist das UND darauf angewiesen, daß der einzelne Mensch sein Dafürhalten in die Waagschale des Lebens wirft und diese vielen UNDs seines Lebens auch nach übergeordneten Gesichtspunkten zu ordnen beginnt.

Zwei Gedanken sollen diese Überlegungen zum Abschluß bringen. Der **erste** ist in einem Gedicht von Rose *Ausländer* aufgehoben und läßt uns etwas ahnen von der Unerschöpflichkeit jenes UND:

und Wiesen gibt es noch
und Bäume und
Sonnenuntergänge
und
Meer
und Sterne
und das Wort
und das Lied
und Menschen
und

Rose *Ausländer*

Der **zweite** Gedanke kommt im Hinblick auf das UND verschlüsselter daher. Es ist eine Zeile aus einer Tagebuchnotiz, die ich in einer Zeitung fand: „Ich singe, weil ich ein Lied habe!".

Hier wird die Wirksamkeit des UND – konkretisiert als Haben – sehr anschaulich vor Augen geführt. Singen – und dies ließe sich ausdehnen auf Lesen, Erzählen, Schreiben, Kochen, Raten ... – ist eben nur im Zusammenhang mit einem UND möglich.

Viele der bei behinderten Menschen diagnostizierten oder auch nur beobachtbaren Defizite gründen **nicht im Mangel von Fähigkeit und Können, sondern sind Ausdruck einer Deprivation bezüglich des Habens** im Hinblick auf das UND.

(2) Das JA und das NEIN

JA und NEIN gelten als **Grundworte des Lebens.** Mit ihnen regelt der Mensch sein UND zu sich, zu den Dingen, Situationen, Personen und sonstigen Lebewesen. JA und NEIN sagen zu können, erbringt dem Menschen erst jene Souveränität, die ihn sich selbst als souveränes Lebewesen erleben und auch nach außen erscheinen läßt. Es drückt seine Stellungnahme, letztlich sein Entscheiden aus.

Wer lange Zeit in Abhängigkeit von Fürsorge und Pflege stand, verlernt nicht nur, JA und NEIN zu sagen, sondern dieses sogar zu denken. Auch wenn sich im Kind relativ früh das JA als Zustimmung zum Sein auf der Schiene von Bedürfnissen regt, so muß es dennoch gelernt, geübt und immer wieder als wirksam erfahren werden, sonst verkümmert es und verschwindet als lästig empfundene Form menschlicher Lebensäußerungen. Geistigbehinderte Menschen haben aufgrund ihrer **kognitiven** Leistungen, die sich auch als Wahrnehmungs- und Strukturierungsschwäche

dokumentieren, große Schwierigkeiten, für sich zu einem JA oder NEIN zu finden; körperbehinderte Menschen dagegen erleben sich in großer Hilflosigkeit, wenn sie das gefundene JA oder das entschlossene NEIN *motorisch* ausführen bzw. umsetzen wollen. Selbst die abwehrende oder auch nur schützende Geste gelingt schon nicht – von einem erfolgreichen Abwehren, Festhalten oder Sich-Nehmen ganz zu schweigen.
Nicht wenige Menschen haben auch *emotionale* Schwierigkeiten mit dem JA oder dem NEIN. Sie fürchten ein NEIN wegen möglicher sozialer Sanktionen, wie manche auch ein JA nicht wagen, weil sie sich dabei zu erkennen geben und ihre Zurückgezogenheit aufgeben müßten. Das ist wohl das Gemeinsame dieser beiden Lebens-Worte: Sowohl das JA als auch das NEIN ziehen Konsequenzen nach sich. Sie klären Beziehungen, sortieren Angebote und präzisieren soziale Vorlieben.
Um aus dem Lebensstandard oder der Lebensausstattung Lebensqualität zu entwikkeln, kommt es auf einen souveränen Gebrauch von JA und NEIN an. Heil- wie auch Sonderpädagogik haben sich um die **Anbahnung** wie auch um eine konsequente **Verwendung** dieser beiden Grundwerte sehr entschieden einzusetzen. Wie unterschiedlich dabei das Vorgehen und die gewählten Formen sein können, dokumentieren die vier behinderten Menschen, die wir zu Beginn bereits kennenlernten:
GERHARD ist wegen seiner totalen Sprechunfähigkeit auf Gesten angewiesen. Seine ihm verbliebene minimale Motorik des Zeigefingers und des Daumens der rechten Hand reichen zur Formung solcher Gesten aus – selbst wenn diese nur vom Kenner zu unterscheiden sind.
SEBASTIAN ist aufgrund seiner totalen Tetraspastik zu gestischen Äußerungen nicht fähig. Beobachtet man sein Gesicht genauer, kann man sehr wohl dem Gesichtsausdruck entnehmen, welchen Situationen er zustimmt und wo sich in ihm Abwehr, d. h. ein NEIN formiert. Für ihn ist es unbedingt wichtig, immer wieder mit Situationen der Entscheidung konfrontiert zu werden, damit er sich als JA- und NEIN-sagend erlebt und Wirkungen bzw. Konsequenzen daraus dann auch hautnah bzw. augenscheinlich erfährt.
KATHERINA ist aufgrund ihrer schweren geistigen Behinderung bislang nicht in der Lage, bewußt ein NEIN oder ein JA als Ergebnis einer Entscheidung zu präsentieren. Sie selbst verkörpert entweder ein JA oder ein NEIN mit ihrer gesamten Person. Damit umzugehen, ist für ihre Betreuer alles andere als leicht. Ein abgewehrtes oder verhindertes JA reißt sie zu wahren Aggressionsstürmen hin; und ein von ihr gelebtes NEIN ist kaum zu überwinden – selbst nicht mit Vanille-Pudding, den sie für ihr Leben gerne ißt.
WOLFGANG hat als wacher und denkfähiger Mensch die scheinbar größten Probleme mit JA und NEIN. Weil er diesbezüglich Entscheidungen nicht fällen bzw. gefällte nicht durchhalten konnte, entwickelte sich ja seine Karriere, die ihn letztlich in den Strafvollzug brachte. NEIN zu sagen, wenn ihn die anderen zu einer Schlägerei provozieren wollen oder das zehnte Bier serviert wird, ist ebenso notwendig, wie sich bewußt mit JA für eine Arbeit zu entscheiden, die ihm nicht liegt oder von der er fürchtet, sie nicht zu bestehen.
Für ihn muß das JA- und NEIN-Sagen zu einem elementaren Erlebnis persönlicher Stärke und leibhafter Kraft ausgeweitet werden – als Triumpf gegenüber sich wie gegenüber anderen. Seine größten Feinde sind wohl Bedürfnisimpulse, weniger die „Versuchungen" außerhalb seiner Person; sie sind lediglich Auslöser, die seine mühsam gewonnen „Selbst-Verhältnisse" ganz schön durcheinanderwirbeln können.

(3) Der Augenblick oder auch die „Schritt-für-Schritt-Kultur"

Allein dieses Moment verdiente eine eigene Abhandlung. Hierbei geht es um ein Umdenken, was die Zeit betrifft und um eine Neubewertung dessen, wie wir mit der Zeit in unserem Leben umgehen. Ein in unserer Gesellschaft praktizierter Normenbegriff ist der des „Fortschritts". Letztlich aber meint dieser nicht nur ein Fort- oder Voranschreiten, sondern auch ein Vorankommen gemessen innerhalb von Zeit.
Das Kind soll durch Förderung in seiner Entwicklung voranschreiten und den augenblicklichen Stand verlassen; wenn es dies zu lang-

sam tut, wird der Fortschritt als mangelhaft bewertet, geschieht es zu rasch und zu flüchtig, beginnen wir ebenfalls kritisch zu überlegen.
Beidemale verwenden wir dabei einen funktionalen, einen technischen wie auch einen dynamischen Zeitbegriff. Ein solcher aber ist höchst einseitig. Er kann das nicht mehr fassen, was wir mit den anderen Dimensionen von Sein umschreiben, die immer auch in die Zeitläufen eingespannt sind – allem voran die Ewigkeit.
Sowohl sie als auch der „Augenblick", der nach eigenen Erfahrungen selbst eine Ewigkeit dauern kann, setzt ein rein funktionales Verständnis von Zeit außer Kraft.
Jeanne *Hersch* sagt: „Nur im Jetzt bietet sich uns die Wirklichkeit an" (1977, 317), bzw. „Wir haben als Menschen nur eine einzige, tatsächliche konkrete Verabredung mit der Wirklichkeit. Die findet jetzt statt." (*ebd.*). Sie nennt dieses Jetzt sehr anschaulich einen „acte de presence á la realité presente".
Der **Augenblick** ermöglicht, die Gegenwart als Schnittpunkt von Vergangenheit und Zukunft anzunehmen, weil sich da „die Zeit mit der transzendenten Dimension" kreuzt (*dies.*).
In diesem Verständnis ist nach *Heidegger* in jedem Augenblick die Ewigkeit „zeitgenössisch". Das Planen wird damit nicht aus der Lebensführung des Menschen verschwinden, aber es bekommt seinen Sinn von dort her, wo sich Zeit nicht mehr planen läßt.
In unserer Arbeit vor allem mit schwer und schwerst behinderten Menschen rudern wir quasi gegen den herkömmlichen Zeitbegriff – gegen Dynamik, Fortschritt und Entwicklung um jeden Preis. Würden wir es nicht tun, verlören wir uns in einem Wettkampf gegen eine scheinbare Aussichtslosigkeit, die aber nur wegen des zugrunde gelegten Zeitverständnisses aussichtslos ist. Wir werden auf diese Weise dem betroffenen Menschen nicht gerecht, wenn wir ihm nur auf jener Schiene des Zeitverständnisses begegnen und ihn „zum Laufen" veranlassen wollen, wo er sich gar nicht bewegen, sondern im „Augenblick" bleiben will. *M. Breitinger* kennzeichnete geistig schwer behinderte Menschen einmal als Menschen mit „Sympathie für den Augenblick". Versäumen wir diesen, bzw. können wir uns als Pädagogen und auch als Angehörige auf diese Sympathie nicht einlassen, reduzieren wir „Lebensqualität" und „Lebensstil" geistig behinderter Menschen gleichermaßen. Wir behindern Gut-Gehen, Gut-Sein-Wollen wie auch Gut-Sein-Können und erlauben darüber hinaus kein Sich-Gründen und kein Sich-Bilden.
Wollten wir diesen veränderten Zeitbegriff in eine pädagogische Begrifflichkeit ummünzen, müßten wir hier von einer „Schritt-für-Schritt-Kultur" reden, die unsererseits Antwort wäre auf die oben zitierte „Sympathie für den Augenblick". Eine „Schritt-für-Schritt-Kultur" nimmt alles das wahr, was sich zeigt, und läßt sich darauf ein, weil sie der Anmutung und dem Drinnen-Sein mehr Zugetansein schenkt als dem Daraus-Lernen oder sonstigen überaus rasch daraus gezogenen Konsequenzen. Insgesamt setzt dies, vor allem bei den Pädagogen, eine veränderte Haltung voraus, als wir sie gewohnt sind – nämlich durch Anstrengung und durch Engagement, vielleicht sogar durch Kampf und Kraft voranzuschreiten. Hier aber wird eine gewisse Langsamkeit verlangt, ein Offensein und ein Sich-Einlassen auf das, was geschieht – wohl in dem Wissen, daß das," was geschieht, gut sei" (nach *R. Kunze*). Konkret sind es dann der „Kiesel in der Hand" (ebenfalls R. Kunze), die „Löwenzahn-Wiese" (*H. Nottarp*), das Windrädchen, die Kugelbahn, das Fließen von Wasser in der Rinne oder das Rieseln von Sand in der Uhr, das Verlaufen von Farben auf nassem Papier oder das Bewegt-Werden durch Musik.
KATHERINA war hier ein gutes Beispiel. Ihr gelang es nicht, durchgängige Linien mit Wachsmalstiften auf große Blätter zu malen. Ein behutsames Anbieten einiger Takte aus der „Schönen blauen Donau" brachte allmählich ein Gelöstsein, damit einen Ruhe- bzw. Ausgangspunkt und eine fließende Linienführung in sie zurück.
Ein Auskosten des Augenblicks ist aber auch notwendig, will man SEBASTIAN füttern oder WOLFGANG mehr zu sich bringen, anstatt seinen Aufgeregtheiten Folge zu leisten.

(4) Das Wenige

Einher mit dem voraus Gesagten geht die Leidenschaft für das Wenige im Sinne des Wesenhaften. Dieses Moment zählt wohl mit zum Faszinierendsten im heil- bzw. sonderpädagogischen Umgang vor allem mit geistigbehinderten Menschen. Vieles, was einen sonst in Beschlag nimmt, ablenkt oder auch

nur beschäftigt, fällt weg, dafür gewinnen die wenigen Dinge an Gewicht, die das einzelne Kind, dem Jugendlichen oder auch Erwachsenen erreichen und deren Leben füllen. Soll sich aber aus dem Wenigen etwas Wesenhaftes wie auch Eigentliches entwickeln, bedarf es der Führung, Anregung und Begleitung – voraus allerdings der persönlichen Selbstdisziplin und Einübung in diese Lebenshaltung derjenigen, die andere Menschen auf diesen Weg bringen und im Vollzug auch begleiten wollen.

Bleibt dagegen der geistigbehinderte Mensch sich weitgehend selbst überlassen, gerät er leicht in stereotypes Verhalten, vielleicht sogar in Resignation. Am Ende sitzt er gelangweilt mit seinem Katalog auf den Knien in irgendeiner Ecke und blättert mehr oder weniger sinnentleert, anstatt bei einem Bild zu verweilen oder sich der sinnlichen Qualität eines Blattes bzw. dem Blättern bewußt und nicht selbst-verloren zuzuwenden.

Unser verständliches Fordern nach vorzeigbarer bzw. präsentierbarer Lebensqualität hat in uns eher einen Blick für das Design wachsen lassen als für das in unserem Leben Wesentliche, Einfache und Tragende. Wer sich dafür kein Gespür mehr erwirbt, liefert sich dem daunenweichen Luxus mißverstandener Lebensqualität ebenso aus wie infantilen bzw. regressiven Daseinsgefühlen als Ergebnis reaktivierter Erinnerungen.

Als ich neulich in einer supermodernen Reha-Klinik Schlaganfall-Patienten zusammensitzen sah und „Ein Jäger aus Kurpfalz" mehr oder weniger lustlos singen hörte – den Rhythmus klatschte man mit der funktionstüchtigen Hand zur Begleitung auf die Schenkel –, wuchs in mir ein nur schwer zu beschreibendes Gefühl erlebter Unstimmigkeit. Es geht hier nicht um anklagende Schuldzuweisung an das Therapeuten-Team. Oft werden Therapeuten von den Patienten zu solchen Aktivitäten geradezu gedrängt. Man kann in eine gewesene Situation eintauchen, die sich heilvoller darstellt als diejenige, in der man sich jetzt befindet. Aus therapeutischen Gründen läßt sich dem Singen allein wegen der Reaktivierung von Sprache bzw. Gedächtnisleistung ein Sinn abgewinnen. Und dennoch kann man mit diesen Daseinsgefühlen die neu entstandene Lebenssituation nicht bewältigen und auch kaum Kraft für den nächsten Tag daraus ziehen. Stellte sich wirklich Freude ein, könnte man mit *Verena Kast* sich ein solches Singen eigentlich nur wünschen. Es brächte die Menschen wieder mit sich selbst in Kontakt – abseits jeder sie möglicherweise verfremdenden Reha-Arbeit aus dem Klinikalltag sonst.

K. Adenauer soll einmal geraten haben, solange über anstehende Dinge nachzudenken, bis diese „einfach" würden. Das scheint mir auch ein guter Rat für die heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit zu sein. Allerdings läßt er sich nur insoweit verwirklichen, wie sich aus dem Nach-Denken eine meditative Grundhaltung herausentwickelt, die Abstand vom Sichtbaren nehmen läßt und das Unsichtbare bzw. das Verborgene im Augenscheinlichen sucht. Im beständigen Suchen nach dem Einfachen und im engagierten Verwirklichen des Wesentlichen besteht wohl eine der Hauptaufgaben der Geistigbehinderten-Pädagogik im Allgemeinen wie auch im täglichen Leben und Lernen konkret. Von außen her gesehen mag es als primitive Arbeit anmuten, in Wirklichkeit aber ereignen sich große Dinge, wenn auch auf leiser Sohle daherkommend.

Leitfaden für ein Denken in diese Richtung mag das Gedicht „Um zu erziehen" von *Danilo Dolci* (aus: *Des Menschen Gedicht*. Bern 1974) sein.

Um zu erziehen

Um zu erziehen, fängst du besser nicht
mit Grammatik und ABC an:
bemüh dich von Grund auf zu wecken,
beginn damit, entdecken zu lehren,
mit Gedichten fang an, die Erneuerung bedeuten,
weil sie Dichtung sind.
So du zur Musik erziehst,
lausche auf die Frösche,
beginn mit J. S. Bach,
nicht mit kleinlichen Übungen.
Wenn ihr Verständnis geweckt,
kann deinen Schülern
eine Liebkosung unendlich
viele Liebkosungen sein,
ein Übel unendlich viele Übel
Und ein Leben unendliche viele Leben:
und kommen sie zu den Tonleitern,
verlange, daß sie
gespannt wie Geigensaiten sie spielen
mit der gleichen Aufmerksamkeit
wie für das schwierigste Konzert.
Fürchte dich nicht, allein zu bleiben.
Beginne mit wenigen;

um einen guten Anfang zu gewährleisten
und um desto besser vielen zu dienen;
sei unermüdlich mit dem, der nicht versteht,
sei offen für den Andersdenkenden,
doch laß dich nicht
durch zänkische Händel ertränken,
mit den Ungründlichen
und immerzu Unpünktlichen brich.
Und vor allem forsche
nach dem nötigen Ausgleich
zwischen der Kunst zu erwecken
und der Verantwortung der Auswahl.

Danilo Dolci

(5) Der Lebensstil

In den zurückliegenden Ausführungen wurde deutlich: Lebensqualität ergibt sich nicht allein aus der Ansammlung sogenannter qualitativ hochstehender Produkte, dafür jedoch aus der persönlichen Umgestaltung von Lebensstandard und Lebensbedingungen, die das äußere Leben eines Menschen ausmachen. Nicht das Produkt, aber auch nicht deren Quantität ermöglichen die gesuchte und ersehnte „Lebensqualität", sondern das Sich-Qualifizieren im Hinblick auf die eigene Erlebnis- und Daseinsfähigkeit, Gegebenheiten in Bedeutungen umzusetzen (vgl.: Ich singe, weil ich ein Lied habe!).

J. Piaget formulierte die sich inzwischen mehrfach bestätigende Wahrheit, man bekomme sein Antlitz von den Dingen, die man anschaut und verweist gleichzeitig auf einen unmittelbaren Zusammenhang von Aussehen und Ansehen. *P. M. Zulehner (1988)* führt diesen Gedanken weiter, wenn er sagt: „Wer kein Ansehen hat, wird auch nicht angeschaut!" und schließt damit einen Kreis, der in seiner Schicksalhaftigkeit für unseren Zusammenhang von großer Bedeutung ist.

Gilt nicht gerade der geistigbehinderte Mensch in besonderer Weise als „ohne Ansehen"? Wird nicht gerade er deswegen übersehen, wohl aber angeschaut (im Sinne von Anstarren oder Nach-Schauen)?

Dabei möchte doch jeder Mensch gesehen werden wie angesehen sein. Zusätzlich sind wir glücklich über ein menschlich-strahlendes oder auch nur wohltuendes Antlitz, das mehr ist als ein gutgelungenes oder gar perfektes ‚outfit'. Letztlich aber geht es uns gar nicht nur um das Gesehen Werden. Was uns tief innen wohltut, ist das Erkannt- und das Verstanden-Werden. Dies erst nimmt uns selbst gegenüber manche erlebte Fremdheit weg und erhellt uns das, was uns bislang als Rätsel scheint.

Aus solchermaßen gewonnenen Lebensqualitäten formt sich unsere Lebensgeschichte. Aber auch unser Lebensstil ist aus diesem Stoff gemacht. Während sich die **Lebensgeschichte** eines Menschen vorwiegend aus Erlebtem bzw. Vergangenem summiert, lebt der **Lebensstil** zusätzlich immer auch vom Gegenwärtigen. Er färbt unser Denken und Tun, Fühlen und Fürchten, Freuen und Staunen, Erleben und Erleiden und schenkt unserem aktuellen Leben und Erleben jenen unverwechselbaren, ganz persönlichen Ton.

Stil ist zusammengefaßt Ausdruck unserer Art zu leben und gleichzeitig Richtschnur auf dem Weg zum Werden unseres Selbst. Interessanterweise haben „Stil" und „Stiel" die gleiche sprachliche Wurzel. Während der **Stil** als Einheit unserer Ausdrucksformen gilt, aber auch mit „Stengel, spitzer Pfahl und Schreibgerät" in Verbindung gebracht wird, als „Stiel" etwas zum Festhalten und gilt als Erleichterung beim Transportieren oder sonstigen Arbeiten. Mit unserem Stil haben wir Zugriff auf die Welt und gravieren gleichzeitig schwer nur auszulöschende Spuren in dieses unser Leben ein.

Seinen Stil entwickeln kann der Mensch allerdings nur deshalb, weil er zu „symbolischen Leistungen" fähig ist. Er kann Distanz zum Konkreten aufnehmen, sich daraus eine Essenz ziehen und auch eine Sache stellvertretend für eine andere bewältigen bzw. erledigen. *E. Cassirer* schreibt: „Wir sollten den Menschen nicht als ‚animal rationales' definieren, sondern als ‚animal symbolicum'. Auf diese Weise können wir seine spezifische Differenz bezeichnen und lernen wir begreifen, welcher neue Weg sich ihm eröffnet – der Weg der Zivilisation" (1944, 51).

So gesehen verhilft uns der Lebensstil als kulturelle Lebensleistung zu einer reicheren Wirklichkeit, indem er eben nicht nur das Reagieren („reactive") des Menschen beansprucht, sondern über das persönliche Antworten („response") hinaus dessen symbolische Fähigkeit („symbolic"). Stil ist damit keine Übersteigerung oder gar Überzeichnung menschlicher Natur, wohl aber eine Kulturleistung des einzelnen zur Verdeutlichung seiner Person bzw. seines persönlichen Profils.

Stil in diesem Sinne ergibt sich allerdings nicht von alleine oder gar aus sich heraus. Es verlangt Anstrengung von dem, der mit Stil leben will. Nach *H. Friedrich* ist Stil – in Anlehnung an *Fr. Nietzsche* – Ausdruck eines „Höchstmaßes an Selbstdisziplin". *A. Gehlen* ergänzt diesen Gedanken dahingehend, daß er auf eine gewisse „Doppelgesichtigkeit" des Stils aufmerksam macht. Zum einen verkörpert Stil – und das wäre die Außenseite – immer auch einen gewissen gesellschaftlichen Status, zum anderen dokumentiert er – quasi als Innenseite – die Gesinnung des betreffenden Menschen, die *A. Gehlen* auch als „Affektspannung" beschreibt (vgl. *Gehlen* 1986, 80). Man tritt damit in ein „Verhältnis zum Seienden als solchem ein, das sich selbst repräsentiert und nicht mehr im Licht eines zu Verändernden erscheint". Die Gesamtsituation erfüllt sich in sich selbst; sie drängt nicht mehr über sich hinaus und wird „gegenüber dem Zeitfluß verteidigt" bzw. immer wieder hergestellt (*ebd.*).

Das heißt also, daß sich der Mensch durch die Gewinnung eines persönlichen Lebensstils über das augenblickliche Gut-Gehen hinaus zum Gut-Sein entschließt, nicht um eine moralische Kategorie zu erfüllen, sondern um im Bewußtsein seines gestärkten Selbst das Seiende durch sich sprechen bzw. wirken zu lassen.

Dieses Verlassen-Können des eigenen Wohlbefindens, um sich seinem Sollen zu unterstellen, muß auch als „Chance" begriffen und aufgegriffen werden, weil sich vor allem durch sie das transportieren läßt, was dem einzelnen Menschen als Botschaft angetragen, wie auch aufgetragen ist. Sich dafür zu engagieren, erfordert die ganze Kraft des Pädagogen; dieses Moment auch behinderten Menschen als Lebens- wie als Über-Lebensmöglichkeit zu offerieren, gilt unsere gesamte Sympathie.

Ein persönlicher Lebensstil gibt dem Menschen die Freiheit zurück, unabhängig von seinen Bedürfnissen, das zu werden, was er werden soll, bzw. das zu sein, was er sein soll. Er erlebt sich dabei als höchst aktiv, kann etwas bewirken und sein Leben gemäß übergeordneter Verantwortung führen. Aufgrund sich verdichtender Identität erfährt der Mensch in hohem Maße dabei das Moment der „Zugehörigkeit", was ihn letztlich nicht nur zufrieden, sondern sogar glücklich macht.

Sein auf Autonomie bedachtes Ich, in dem es klagt, fordert oder auch nur wünscht, wandelt sich in ein Selbst, das zustimmen kann, „überhaupt zu sein" (*R. Guardini* 1960).

Ich denke, je länger wir uns mit dieser Frage des Lebensstils auseinandersetzen, umso einleuchtender wird auch dessen Bedeutung im Hinblick auf behinderte Menschen. Der Verdacht, Überlegungen diesbezüglich seien abgehoben, reduziert sich fast von alleine. Auch wenn sie in der Umsetzung anspruchsvoll erscheinen, stellen sie den Menschen jedoch mehr zufrieden als alles andere sonst.

So erzählte mir *WOLFGANG* zum Beispiel von solchen nahezu glückhaft erlebten Momenten selbst im Jugendstrafvollzug, die fast immer von großer innerer Ruhe begleitet sind. Eine solche Situation entsteht zum Beispiel meist dann für ihn, wenn er nach getaner Arbeit am Abend „seine Zelle herausputzt", sich noch „eine Tasse Tee richtet", seine Briefkarten herholt, um sich darinnen richtiggehend zu vertiefen und in Gedanken bei den SchreiberInnen zu sein. Dabei dürfe ihn niemand und nichts stören, weder ein Geschrei auf dem Zellengang noch ein „brüllender Fernseher" aus dem nahen Aufenthaltsraum. Hier erlebte *Wolfgang* wohl das, was *Capra* und mit ihm *Steindl-Rast* als „Zugehörigkeit" beschrieben und in die Nähe von religiösem Erleben gerückt haben. Immer geht es dabei um erlebte Identität, die wegen der großen Intensität nur innerhalb bestimmter Augenblicke erfahrbar ist und deshalb stets auf Wiederholung drängt bzw. hoffen läßt.

Es ist nicht schwer, behinderte Menschen kennenzulernen, die dieses Moment des „Lebensstils" für sich und in Korrespondenz mit sich verwirklichen konnten und dies bei äußerlich gesehen „schmaler Kost". Selbst eine schwere Behinderung steht dem Ausbilden eines Lebensstils nicht im Wege.

SEBASTIAN z. B. ordnet seine Sachen auf seinem Rollstuhlbrett trotz minimalster Beweglichkeit mit großer Akribie; und seine Dose, in der die wenigen Kostbarkeiten seines Lebens aufbewahrt sind, hegt er wie seinen Augapfel – welch ein Stil seines Lebens!

Heinz Friedrich, der Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, sagte in seinem Antrittsvortrag: „Der Stil zwingt die Dissonanzen dieser Welt und des Lebens auf den Nenner des Wesentlichen und Exemplarischen. Die durch Stil geschaffene Harmonie

verdeckt nicht die Wunden unserer menschlichen Existenz, sondern hebt sie in die Sphäre, wo sie als Tragik oder als Komik des menschlichen Daseins erlebt werden kann."
Der Mensch ist damit weder den Verlusten noch den Großzügigkeiten des Lebens ausgeliefert. Er mag als Mensch das alles zu „überschwingen" (*R. Guardini*), unabhängig ob für ihn Leben „Gewährung" oder „Auferlegung" bedeutet (*ders.*).
Es gehört sicher zu den faszinierenden Momenten menschlichen Lebens bzgl. seines Glücks nicht auf die Fülle materieller oder auch situativer Gegebenheit angewiesen zu sein, dafür aber seinen Geist wach zu machen zum Fragen, Deuten und Staunen.

Der Lebensstil „von oben"

Nun ist es aber beileibe nicht so, daß man als Mensch jeweils immer nur seinen eigenen Stil entwickeln muß. Viele wollen das, sehen sich aber vor einer schier unlösbaren bzw. nicht bewältigbaren Aufgabe dabei. Es paßt jedoch zum modernen Autonomie-Streben des Menschen, sowohl Werte als auch den Stil in die eigene Selbst-Organisation zu übernehmen. Nicht nur aus Gründen der Ergänzung möchte ich neben dieser Bemühung „von unten" um den eigenen Stil den gegensätzlichen Weg als einen Weg „von oben" noch darstellen. Er partizipiert an einem „offiziellen", einem allgemeigültigen oder für eine bestimmte Gruppe von Menschen geltenden Stil bzw. versucht sich diesem anzuschließen. Das entlastet nicht nur vom Zwang eigener Selbst-Produktion; es vermittelt darüber hinaus das Erleben von sozialer wie auch ideeller Zugehörigkeit.
Bei der Einweihung des Heilpädagogischen Zentrums St. Valentin in Ruhpolding, Oberbayern, erlebte ich dies sehr anschaulich und eindrucksvoll. Es war eine „typisch" oberbayerisch gestaltete Feier – beginnend bei der Gestaltung des Gottesdienste, über den Festakt selbst bis hin zum Festbankett, der Reden, Lieder und Geschenke. In einem anderen Bundesland hätte diese Feier so nicht stattfinden können. Genau aber dieses Ambiente, was letztlich Ausdruck der jeweiligen Lebensart ist, half den behinderten Kindern bzw. Jugendlichen samt ihren Familien und Freunden, einzutauchen, sich zugehörig zu fühlen und Aufgenommensein zu erleben. Andere Kulturen wie z. B. die der *ROMA* oder der *HUTTERER* sind weitere Beispiele eines solchen über-individuellen Lebensstils – einen Stil „von oben", wie sich auch katholische oder evangelische Lebensgestaltung im Alltag unterscheiden wird und den Zugehörenden Heimat wie auch Prägung verleiht.
Wir sollten uns ernsthaft fragen, inwieweit wir (geistig)behinderte Menschen mit der Aufgabe überfordern, ihnen im Vollzug des Autonomie-Gedankens, die Entwicklung eines persönlichen Lebensstils zu übertragen, ihnen aber gleichzeitig diesbezüglich selten ausreichende Hilfe, konkret Anregung, Begleitung und Einübung anzubieten. Daß wir heute immer seltener einen so festgefügten Lebensstil „von oben" vorfinden, entspricht unserem im Pluralismus gründenden Lebensverständnis.
Ein Stil „von oben" gibt Orientierung vor, erlaubt entsprechend nur begrenzten Freiraum, belohnt aber mit Bestätigung und Zugehörigkeit. Er schließt Hierarchien mit ein und fordert viel Engagement im Mit-Machen, Teil-Haben und An-Passen, weniger im Er-Finden eigener Wege oder gar im kritischem Hinter-Fragen.

Wie man heutzutage wohnt. Oder: Wo geht's hier zu

kika

Kika ist 20 mal in Österreich

Es lassen sich nur sehr schwer sogenannte Nachteile gegenüber möglichen Vorteilen abwägen. Ein Moment allerdings erscheint mir dem Menschen dienlich. Lebensstile „von oben" bringen den Menschen näher an das Erleben von Sinn heran, als dies der einzelne Mensch aufgrund eigener Anstrengung von sich aus vermag. Nicht das **Gut-Gehen** steht im Mittelpunkt allen Denkens und Bemühens, sondern das **Gut-Sein** wird zur Devise des Lebens.
Stil hat mit Sinn gemeinsam, daß sich der Mensch in allen seinen Kräften auf eine Mitte konzentriert, sich mit sich in Kontakt erlebt, eigene Anstrengung verspürt und gleichzeitig das Maß seines Erfolges quasi „ablesen" kann. Der Mensch erlebt sich seinem Traum von unverletzlicher Ganzheit ein Stück näher und verdichtet damit gleichzeitig auch seine Kräfte und seine Ideen.
Von *H. Frankl* hören wir, daß „Sinn von Hingabe" komme, was letztlich ja auch Abstand-Nehmen von Bedürfnissen bedeutet und gleichzeitig einen grundsätzlichen Verzicht auf Glückerwartung, die von außen kommt. Der amerikanische Philosoph *Emerson* empfiehlt dem Menschen, seinen (Lebens)„Karren an einen Stern zu binden" und verweist damit wiederum auf die Notwendigkeit, Über-Individuelles in seine Lebensgestaltung aufzunehmen. Letztlich schließt das „recte vivre" beide Momente mit ein – den Lebensstil „von unten" wie den „von oben" –, weil der Mensch wohl auch beides ist und beide Seiten in sich trägt.
Wem die Metapher „Sinn" in diesem Zusammenhang zu groß und vielleicht auch auf eine nur schwer beschreibbare Weise zu laut erscheint, findet sich vielleicht in den leiseren Zeilen von *Reiner Kunze* wieder und damit für sich im Hinblick auf Sinn auch Zuversicht und Sympathie.

Möglichkeit, einen Sinn zu finden

(für M.)
Durch die risse des glaubens schimmert
das nichts
Doch schon der kiesel
nimmt die wärme an
der hand

Reiner Kunze

In diesem *Kunze*schen „Kieselstein" scheint alles bisher Gesagte aufgehoben bzw. zusammengefaßt zu sein – das UND ebenso wie das JA und NEIN, das „Wenige" wie der „Augenblick" – und schließlich auch der „Lebensstil" des Menschen.
Daß viele Menschen ohne die Erfahrung mit einem solchen „Kieselstein" – symbolisch gesehen – leben, ist Tatsache und keineswegs nur behinderten Menschen zuzuordnen. Im Gegenteil – oft sind diesen „Kieselstein-Erlebnisse" näher als ihren nicht-behinderten Zeitgenossen.

Behinderung und Lebensqualität

Trotz der vielen bislang geäußerten Gedanken schien keiner ausschließlich und in besonderer Weise behinderten Menschen zu gelten oder auch nur an diese gerichtet. Im Gegensatz zur Vorstellung, die Behinderung fräße die Lebensqualität im Leben eines Menschen gänzlich auf (vgl. *R. W. Fassbinder:* Die Angst frißt Seelen auf), ereignet sich häufig sogar das Gegenteil. Behinderung und Lebensqualität sind einander nicht Feind wie Feuer und Wasser, sondern seltsamerweise oft „gut-Freund".

Sichtweise

Obwohl äußerlich gesehen eine Behinderung die von ihr Betroffenen fast immer in eine scheinbare oder tatsächliche Enge führt und zahlreiche Lebensmöglichkeiten als ein Leben in Weite und Flexibilität ausschließt, beweisen uns behinderte Menschen durch ihr Leben fast täglich das Gegenteil. Dies ist umso erstaunlicher, als viele von ihnen diesbezüglich zumindest ohne Anleitung bleiben und ihre Lebensausstattung ausgesprochen dürftig, um nicht zu sagen mangelhaft ist. In ihnen scheint sich etwas durchzusetzen, was in Notzeiten immer wieder erfahrbar wird: Der Mensch selbst kommt sich näher und schwingt sich zu Leistungen seiner Selbst-Werdung auf, die ein anderer unter weitaus günstigeren Bedingungen so nie schaffen würde.
Behinderte Menschen stehen darüber hinaus wie sonst eigentlich kein Mensch von der anzuklagenden Notwendigkeit, ihren „Lebenswert" verteidigen zu müssen – und dies noch einem Gegenüber, das sich bislang weder durch Anerkennung noch durch Fürsorge für

benachteiligte Menschen ausgezeichnet hat. Bei dieser Aufgabe können wir behinderte Menschen nicht alleine lassen; diese Aufgabe ist zu groß, weil letztlich Zynismus in ihr wohnt, der unerkannt an der Substanz von Menschen nagt.
An sich müßte es umgekehrt sein: Nicht-behinderte Menschen sollten sich darin vertiefen, was es heißt, mit einer Krankheit, einem Gebrechen oder einer Behinderung zu leben. Es würde in ihnen eine Achtung wachsen gegenüber der hier geforderten bzw. erbrachten Lebensleistung der einzelnen und sie schlichtweg neidisch machen, wie nahe diese trotz allem dem Sinn des Lebens sind – näher vielleicht als mancher im Vollbesitz seiner Kräfte.

Vorschläge

Dringend plädiere ich für ein **entschiedeneres Wahrnehmen des Erziehungs- und Bildungsauftrages** gegenüber (geistig)behinderten Menschen. „Lebensqualität" in unserem Sinne, die sich nicht erschöpft im situativ bedingten Wohlbefinden, ist letztlich Ergebnis von Bildung und Erziehung, wie auch Langeweile oder Einsamkeit eben primär kein sozia- les Problem, sondern ein Bildungsproblem darstellen.
Sich auf Sachen einzulassen, sich der Begegnung und Auseinandersetzung mit anders denkenden Menschen zu stellen und sich in das zu vertiefen, „was sich zeigt", erst läßt „Bedeutsamkeiten" gewinnen. Das kleine anrührende Kinderlied von der „Löwenzahn-Wiese" (siehe im Anhang) ist allerbestes Beispiel dafür.
Sinn liegt nicht einfach zum Aufheben bereit auf der Straße, wonach der Glückliche sich nur zu bücken braucht, der Unglückliche dies aber übersieht. Erst Hingabe und Sich-Einlassen bzw. Sich Berühren-Lassen bringen den Menschen in Kontakt mit Sinn-Impulsen und beschenken ihn mit glückhaftem Erleben. Dazu ist „symbolhaftes Erleben" notwendig, das wiederum zu einem Großteil individuell ist, zumindest was die inhaltliche Seite betrifft. So lassen sich auch Bedeutungen nicht verallgemeinern; und unsere Unterscheidung von „subjektiv Bedeutsamen" und „objektiv Notwendigem" wird diesem Sachverhalt vom Leben her gesehen sicherlich mehr als gerecht. Bedeutungen tragen einen hohen Anteil an Deutungen in sich, die entweder vorgegeben oder auch selbst „gefunden" sein können. Nie aber sind sie stellvertretend für jemanden anderen zu erzeugen oder zu bewerkstelligen. Man kann anregen, begleiten oder auch korrigierend eingreifen, wenn man den Eindruck hat, ein Mensch könne sich versäumen, weil er für sich die Straße der Regression oder der Infantilisierung gewählt hat.
In diesem Zusammenhang erscheint mir das **Buch**, das **Bild** oder auch nur ein **Vers** des Erwähnens wert. Bücher sind „Nahrungsmittel" und Bilder Stoff für unsere Seele. In der Begegnung mit ihnen läßt sich die Bilderflut wie auch die Reiz-Überflutung durch TV oder Video bewußt einschränken, der lesende, schauende oder rezitierende Mensch wird selbst aktiv, erlebt die Begegnung mit sich und spürt seine Fantasie- und Deutungskräfte wachsen.
Wenn die Begegnung mit Menschen durch Sprache erweitert wird bzw. geleistet werden kann, gewinnt diese an Nachhaltigkeit und Differenzierung. „Wo kein Hören ist, da ist auch kein Sagen" wußte *P. Handke* einmal in seiner „Phantasie der Wiederholung" zu formulieren; man könnte aber auch fortsetzen: Wo keine Wörter sind, ereignet sich auch kein Hören.
Immer noch denke ich beeindruckt an einen länger währenden Schulversuch einer Sonderschullehrerin, die ihre geistigbehinderten Schülerinnen und Schüler jede Woche einmal bewußt bzw. gezielt mit dem Vorhaben „Wir lernen uns unterhalten" konfrontierte – und eben nicht nur erzählen ließ, was man landauf landab z. B. im Rahmen des Morgenkreises gerne praktiziert.
Eine **bewußt geführte Unterhaltung** kennt das Hin und Her der Rede, beachtet die wichtigsten Kommunikationsregeln und sucht auch nach Inhalten, die Stoff zur Unterhaltung geben. Das bringt bewußteres Erleben in Gang und regt die Freude auf einen Kommunikationspartner an. *WOLFGANG* beschloß einmal eine „heilpädagogische Sitzung" meinerseits mit ihm mit der Bemerkung: „Ich hätte nie gedacht, daß ‚Unterhalten' so schön sein kann!" Geistigbehinderte Menschen befinden sich oft in der Situation, von etwas angerührt zu sein, aber dann sich nicht mitteilen zu

können, wie umgekehrt es viele nicht-behinderte Menschen gibt, die von einem Eindruck zum nächsten eilen, aber dennoch nichts ihnen Bedeutsames zu erzählen haben.
Ein Lebensstil schließt eben nicht nur ein „anderes" Inhaltsniveau ein, sondern doch auch Erfahrungen bzw. Techniken, an etwas heranzugehen, jemanden zu begegnen und Weisen der Aufnahme wie der Verarbeitung. So wußte z. B. *KATHERINA* sehr genau, wie sie ihren Stuhl und an welcher Stelle sie diesen plazieren muß, um das zu beobachten, was sie gerne sehen und verfolgen wollte.
In diesem Zusammenhang möchte ich noch von *MICHAEL* berichten, Student der Sonderpädagogik an der Uni Würzburg. Er arbeitete für mehrere Monate zusammen mit Franziskanern in den Slums von Sao Paolo. Um sich wirklich ganz auf die in allergrößter Armut lebenden Menschen dort einzustellen, zog er zusammen mit seinen zwei Freunden in eine diesen notdürftig errichteten Hütten. Er wollte unter den gleichen Bedingungen leben wie diese Menschen. Umso überraschender sein Resumée. Trotz eifrigstem Bemühen gelang es ihnen nicht. Michael kam zur Überzeugung: Wenn man Bildung durchlaufen hat, kann man nicht mehr „richtig arm" sein. Man sieht in jeder Pflanze, in jedem Stein und in jeder Glasscherbe etwas von jener unvergänglichen Schönheit; und wenn man von all dem eine Winzigkeit mit nach Hause nimmt, es irgendwie aufstellt oder trappiert, hat man einen Schmuck und schon wieder seine Armut ein Stück weit durch diese „Schönheiten" überwunden.
Anscheinend hat *B. Brecht* doch recht, wenn er Obdachlosen rät, „die Schule aufzusuchen" oder Frierenden, „sich Wissen zu verschaffen" oder den Hungrigen empfiehlt, „nach einem Buch zu greifen" (vgl. *B. Brecht*, „Lob des Lernens").

Aufgaben

Die Aufgaben im Hinblick auf das Erfahren von „Lebensqualität" und das Ausbilden eines „Lebensstils" sind so vielfältig wie es Menschen gibt. Stellvertretend seien einige zur weiteren Anregung herausgegriffen und dargestellt. Sie betreffen zum einen die Begleiter, Helfer und auch Eltern, zum anderen behinderte Menschen selbst.
Für die Begleiter sei noch einmal daran erinnert, daß sie diesen Emanzipationsprozeß hin zum Wahrnehmen und zum Gebrauchen des eigenen Selbst – auf dem Wege, der zu werden, der man sein soll bzw. an sich schon ist – dadurch unterstützen, wenn sie mit ihrer noch so wohlgemeinten Fürsorge den zu begleitenden oder betreuenden Menschen nicht gänzliche umhüllen oder zudecken, bis in diesem sämtliche Eigen-Impulse ausgelöscht sind. Aktivierung in welcher Form auch immer – z. B. als Basale Aktivierung (*Breitinger/Fischer*) oder auch im Vollzug von „Erlebniseinheiten (*ebd.*) – gilt als eine wesentliche Voraussetzung für Lebenszufriedenheit. Sich selbst wehren, einen Wunsch durchsetzen oder sich auf ein Ziel des Schauens, Schmeckens oder Riechens, des Haben-, Sehen- oder Hören-Wollens durchzuarbeiten, sind weitere Möglichkeiten auf diesem Wege. *Sebastian* ist hier ein Meister, aber auch bei *Gerhard* habe ich solche Anstrengungen beobachten können.
Die an sich irrtümliche Meinung, eine schwere Behinderung, eine leidvolle Krankheit oder auch einen pflegeabhängigen Alltag kehre man durch ein Überhäufen an sogenannten Gut-Meinen ins Gegenteil, ist wahrscheinlich ein ungeeigneter Weg. Nach *P. Watzlawick* gibt es Hilfe auf 1. und 2. Ebene. Hilfe auf der 1. Ebene funktioniert nach der Methode „mehr davon". Friere ich, ziehe ich einen Pullover drüber; ist mir sehr kalt, wähle ich einen zweiten oder einen dickeren. Nicht immer aber läßt sich auf diese Weise „Frieren" bekämpfen oder ausschalten. Die 2. Ebene sucht nach einer anderen Zugangsweise – einer vorwiegend „geistigen Verarbeitung". Sie kann Deuten ebenso umschließen wie nicht-rationale Verstehensweisen – z. B. in Form von Poesie. Der Unterschied besteht wohl darin, ob ich eine Krankheit, eine Behinderung oder eine sonstige Not als Mangel verstehe oder diese auch durch einen solchen bedingt sehe. Erkenne ich in ihnen eine Daseinsform menschlicher Existenz, wird aus einer Behinderung ein Behindertsein oder aus einer Krankheit ein Kranksein. Eine solche Sicht erzwingt die 2. Ebene und schließt von sich aus die 1. Ebene aus.
Schwierig wird es dann, wenn der Betroffene selbst für sich bereits bei der 2. Ebene angekommen ist, seine Familie, seine Freunde oder die Umgebung ihm aber fast ausschließlich und dies mit einer gewissen Penetranz auf der 1. Ebene begegnen und sich durch ihr Tun auf diesem Niveau eine veränderungssetzende

Wirkung erhoffen, der Betroffene dadurch zusätzlich alleingelassen und mißverstanden zurückbleibt.
Aufgaben für die Betroffenen zu benennen, übersteigt die Möglichkeiten dieser Überlegungen. Lediglich auf einen Punkt will ich hinweisen, auf die Notwendigkeit, behinderte Menschen auch in **Aufgaben** einzubinden, die **übergeordneten Charakter** haben und damit allen gelten. Derzeit stehen Aufgaben des Natur- und Umweltschutzes im Vordergrund allen gesellschaftlichen Denkens, Planens und Handelns. Hier können auch behinderte Menschen gut mitwirken, wegbewegend vom Sich-selbst-Bedenken, ihren Beitrag leisten und auf diese Weise integrativ tätig werden. Allerdings wird sich innerlich an diesen Aufgaben wirklich nur derjenige beteiligen können, der selbst schon einmal von Sonne, Luft und Regen berührt und von der Schönheit einer Blume verzaubert bzw. „erschüttert" wurde (vgl. *G. Benn* „Anemone" – Du Erschütterer ...! siehe Anhang.)
Eine zweite Aufgabe erscheint mir ebenso wichtig, wenngleich sie nicht so konkret und damit auch nicht so handfest ist.
Der Satz aus dem Zeit-Magazin „Designer haben die Aufgabe, unseren Konsum zu moralisieren" kann nur durch unser eigenes Tun entkräftet und in seinen Ausgangspunkt zurückverwandelt werden. Wir selbst müssen unsere Chance wahrnehmen, vielleicht auch wieder bekommen, selbst unseren Konsum und unser Konsumieren der Moral zu untersellen –d. h. jeweils beides für uns bedeutsam machen bzw. ihnen eine Bedeutung geben. Dies geschieht in dem existentiellen Wissen, daß oft das Wenige mehr sättigt als die Fülle vorgibt. Mit Vielem lassen sich die „Löcher" unseres Daseins selten stopfen (vgl. *A. A. Maslow,* Psychologie des Seins. München 1973) wohl aber mit Eigentlichem.
Ein dritter Gedanke gilt dem Träumen. Martin *Luther King* wurde mit seinem Satz „I have a dream" weltberühmt und zum Mutmacher für Menschen aller Hautfarben, besonders aber für Unterdrückte, Benachteiligte und Notleidende.
Ich entsinne mich an eine Begegnung von *Gerhard* mit einem (selbstbetroffenen) Fachmann für Aphasie. Intensiv wie sonst kaum gelang zwischen beiden die Verständigung. *GERHARD,* der schon über zehn Jahre ohne aktive Sprache in einem Pflegeheim liegt (bzw. lebt), konnte diesem Berater sein Interesse für Technik, Elektronik und Maschinen vermitteln. „Wie gut", so die Antwort des Wissenden, „der Mensch braucht etwas, wovon er träumen kann – dann erst soll er mit Sprachtherapie beginnen!"
Selbst Träume zu haben wie auch Träume vorzufinden, sind wohl die beiden Pole, zwischen denen sich waches und lebendiges Leben spannt. Es geht nie nur um die eigene und nie nur um die fremde Welt; beide Welten leben in ihrer Stimmigkeit wie in ihrem Wert von gegenseitiger Durchdringung. Wir sollten beiden Welten Kraft und Faszination zutrauen, beiden Welten auf die Spur kommen und beiden Welten in bzw. durch uns „Nahrung geben".
Zusammengefaßt haben alle diese hier nur angedeutetenden Beispiele etwas mit jenem „Ganzheitserleben" zu tun, von dem *V. Kast* in ihrem Buch „Freude, Inspiration und Hoffnung" schreibt (1991, 53): „Immer wenn wir in unserem Tun vollkommen aufgehen, dann erfüllt uns das mit Freude. Dabei kann es sich um Arbeit oder um Spiel handeln. Es geht um Selbstvergessenheit in großer Selbstgewißheit. Daß wir in einem Tun, einer Aktivität, einen Augenblick aufgehen können, scheint die grundlegende Voraussetzung für alle Situationen zu sein, die Freude auslösen, auch wenn sie von Mensch zu Mensch verschieden sind. Freude an der eigenen Geschicklichkeit steht im Zusammenhang mit diesem Aufgehen in der Arbeit und im Spiel, aber auch im Zusammenhang mit der Freude am Erproben (und Erleben, der Verf.) der eigenen Grenzen."

Perspektiven

Daß die Behinderung nicht nur in die Enge, sondern durch die Verdeutlichung der von ihr markierten Grenzen in die Tiefe führt, zieht Konsequenzen nach sich, die in ihrer Vielfalt schwer nur zu überschauen und oft noch viel schwerer zu akzeptieren sind. Daß dies so ist, liegt selten an den Betroffenen, die uns mit ihrer ganz erstaunlichen Akzeptanz oft überraschen. Die Begleiter selbst sind es, die mit diesem hier gezeigten Weg spürbare Schwierigkeiten haben. Nur wer selbst in die Tiefen der Sonderpädagogik gesehen hat, kann auch

Tiefe bewirken. Aus der Fülle des Lebens heraus läßt sich die hier notwendige Hilfe wohl nicht bewerkstelligen und auch nicht aus dem Rausch ungebremster Kraft.
Wenn *P. Schellenbaum* sagt, daß aus dem „Unfertigen" Kraft erwachse und unserem Dasein „Prägnanz und Profil" vermittelt (aus einem Vortrag, den *P. Schellenbaum* 1991 im Hospitalhof, Stuttgart, hielt), dann weist er uns einen beachtenswerten Weg. Und im Neuen Testament finden wir in der Offenbarung des *Johannes* einen bedeutsamen Hinweis auf die „kleine Kraft" in großere Treue durchgehalten (*Off.* 3,8), den wir hier als Entsprechung sehen und dem letztendlich unsere ganze Sympathie gilt.
Selbst diese „kleine Kraft" reicht zum „Überschwingen" – und damit zu einer nur dem Menschen möglichen Weise, sowohl mit dem „Gewährten" als auch mit dem „Auferlegten" menschen-dienlich umzugehen (*R. Guardini* 1960).
Dieses so beschriebene Leben kennt natürlich auch den *Verzicht* als eine das ganze Leben durchziehende Spur. Verzicht gilt als eine Fähigkeit des Menschen sogenannter 2. Ordnung. Aufgrund erlebter Enge geht ihm Anstrengung, Verbissenheit und Aggression zum einen, Angst, Verzweiflung und auch Resignation zum anderen voraus. Verzicht zu leisten, verlangt eine gewisse Einsicht und gewonnene Ruhe. Nicht der Ermattete verzichtet, sondern der, der gesehen, geschaut, gehört und nachgedacht hat. Sprachgeschichtlich hat „verzichten" mit „verzeihen" zu tun, was eine kulturelle Leistung des Menschen darstellt. Nur so verstehen wir auch den Satz „Verzichten heißt verzeihen", der nur aus einer versöhnlichen wie auch versöhnten Haltung heraus gesprochen werden kann.
Wem aber ist hier zu verzeihen, bzw. worauf ist denn Verzicht zu leisten?
Eines der schwierigsten Momente im Erleben einer Behinderung ist das der „Unfreiwilligkeit" (*Fischer*); „Lebensqualität" zu erleben, dokumentiert für uns das Gegenteil – nämlich erlebtes oder erfahrbares Freisein und zu gewinnende Freiheit. Unfreiwillig, d. h. ohne unseren Willen ist eine Behinderung in unser Leben gekommen, ohne unsere Zustimmung hat sich eine Krankheit breitgemacht und Lebensraum für sich beansprucht. Aus jener „Unfreiwilligkeit" für sich „Freiwilligkeit" abzuleiten bzw. diese in eine solche zu verwandeln, zählt zu dem wahrhaft Meisterlichen eines Menschen. Es gelingt wahrscheinlich nur in enger Korrespondenz mit dem „Willen zum Glück", von dem *Thomas Mann* so eindrücklich spricht: „Der Tod ... mußte sein. War es nicht der Wille, der Wille zum Glück allein, mit dem er so lange den Tod bezwungen hatte? Er mußte sterben, ohne Kampf und Widerstand sterben, als seinem Willen zum Glück Genüge geschehen war; er hatte keinen Vorwand mehr zu leben." (1991, 58).
Der „Wille zum Glück" schließt wohl ein, sich mit solchen Dingen des Lebens zu umgeben, die selbst als glückhaft erlebt werden bzw. die Glück wie aufgesogen in sich tragen und damit dem Menschen verheißen – wie z. B. mit Natur, mit Kunst, Literatur und Musik. Allem voran steht jedoch die liebende Begegnung mit Menschen. In diesem Wunderland „Leben" auf Entdeckung zu gehen, vermag der, der mit *Martin Luther* sein „Apfelbäumchen" pflanzen mag, selbst wenn die Welt am nächsten Tag unterginge. Erst Tag und Nacht ergeben einen ganzen Tag.

Und das zum Schluß

Ich bin mir sicher, daß ich mit den zurückliegenden Ausführungen viele Erwartungen nicht erfüllt habe, ja aufgrund meiner Überlegungen gar nicht erfüllen konnte.
Mit Entschiedenheit wandte ich mich gegen einen neuen Topos „Lebensqualität" – allem voran aus Angst, hier könnte ein neues Moment heranwachsen, das wir moralisch hochstilisieren und dieses zur weiteren Ideologisierung sogenannter Behindertenarbeit oder auch von Heil- bzw. Sonderpädagogik mißbrauchten.
Vielmehr wollte ich dem **Pädagogischen** in der heil- bzw. sonderpädagogischen Arbeit erneut zur Sprache verhelfen, uns als tätige Pädagogen darin erinnern, uns diesbezüglich Mut machen wie auch Freude an diesem Faszinosum vermitteln.
Zu lange schon befaßt sich die Heil- bzw. Sonderpädagogik mit Erklärungen zum Wert des Lebens, zu Menschenrechten oder auch nur mit Fragen der Euthanasie. Überlegungen und ganz konkrete Anstrengungen für ein **„schönes Leben"** lassen sich weitaus seltener erkennen, sodaß man sich fragen muß, inwieweit die Heilpädagogik selbst bereits davon

entfernt ist oder schon gar nicht mehr an ein solches glaubt.
Man kann heil- bzw. sonderpädagogische Arbeit - in welcher Form und aus welcher Provenienz auch immer – nicht allein aus einem Dagegen oder aus einem Trotz heraus tun. Man muß selbst „Freude, Inspiration und Hoffnung (*V. Kast*) atmen, sich der „Löwenzahn-Wiese" ebenso erfreuen wie sich dem Leben insgesamt „entgegenwerfen".
Sehnsucht danach haben alle Menschen. Menschen mit einer Behinderung sind vielleicht ein wenig „beseelter", in der Verwirklichung vielleicht auch schon ein gutes Stückchen weiter. Allein deswegen könnten sie für viele unserer Gesellschaft Hinweischarakter auf das „schöne Leben" besitzen – auch wenn dieses aus dem Rollstuhl heraus, unter schwerem Atem oder mit Lähmungen nur zu leben ist.
Die ständig umgebauten und teuer sanierten Einrichtungen der Kur, der Pflege oder auch der Fürsorge und Betreuung machen es nicht alleine. Es muß dringend ein lebensbejahender, „froher Geist" hinzukommen.
Wie sich dies für unsere vier „Gäste" konkretisieren ließ, soll zum Abschluß noch kurz berichtet werden:

SEBASTIAN lernte das Wort „hallo" wenigstens in Andeutungen „sprechen" und „winken" trotz seiner minimalen Motorik gebrauchen; damit besitzt er eine weitere Möglichkeit, seine sozialen Kontakte selbständiger zu gestalten.
Auch an dem „Fische-Projekt" beteiligte er sich mit großer Begeisterung, innerhalb dessen jeder Schüler, jede Schülerin einen aus dickem Holz ausgesägten Fisch (die Form wurde von den Kindern mit JA und NEIN langwierig ermittelt), mit Farben betupfen und in Lack tauchen konnte. Auf diese Weise entstanden auch kleine Geschenke. Einer dieser Fische baumelt vergnügt an meinem Schlüsselbund und gibt meinem kleinen schwarzen Auto eine bunt-vergnügte Note.
KATHERINA erlebte durch das Finden eines Mittelpunktes, durch das behutsame, abständige Führen und durch die Bewegtheit der Walzertakte eine wohltuende Beruhigung; sie fand zu zusammenhängenden Spuren auf ihrem Blatt, später auf Stoffsäcken, in die Domino-Steine gefüllt werden zum Verkauf beim sommerlichen Basar. Ihre „Antwort" war dann ruhiges Sitzen, Schauen und den Stuhl an jene Stelle zu plazieren, die ihr gute „Aussicht" und Wohlbefinden versprach.
Für GERHARD sind das mühselige Erkämpfen eines Computers, das schwierige Konstruieren einer Adaption zur selbständigen Bedienung und ein halbtägiger Platz in einer Förderstelle der „Lebenshilfe" Momente der Verbesserung seiner Lebensgrundausausstattung. Die Einübung in den CANON erlaubt ihm, (wieder) kleine Briefe in fehlerfreiem Deutsch zu schreiben und damit zumindest auf schriftlichem Wege – nach zehnjährigem Schweigen-Müssen – mit anderen zu kommunizieren.
WOLFGANG erarbeitete sich in mehreren Sitzungen eine erweiterte und hoffentlich auch gefestigte Bedeutung von JA und NEIN. Mit dem gemeinsamen, sehr mühevollen, aber begeisterten Erstellen von Weihnachtskarten erwarb er sich die Möglichkeit des Schenkens – selbst unter den sehr begrenzten Bedingungen des Strafvollzugs. Seine bescheidenen Schreib-Künste fanden in „Frohes Fest" ihren sichtbaren wie auch wirkungsvollen Niederschlag, und im Auswählen der zu kombinie-

Buchhandlung

Pädagogischer Buchversand

A-1080 Wien, Strozzigasse 14--16
Tel. 0222 / 408 11 20

Die Fachbuchhandlung für Eltern, Kinder und Lehrer:
- Freiarbeits-Materialien
- Alles über und von MONTESSORI
- Fachliteratur zu allen Therapiebereichen der Verlage
  BELTZ
  GOLLWITZ
  PAUL HAUPT
  HANS HUBER
  MARHOLD
  MODERNES LERNEN
  E. REINHARDT
  SCHINDELE u.v.a
- Kinder- u. Jugendbuchabteilung

renden Farben konnte er sich erleben und seinen „Stil" klären bzw. leben.

Die aufgelisteten Beispiele mögen noch so bescheiden und auf das Ganze im Leben bezogen gering erscheinen, so haben sie doch alle vier Menschen spürbar verändert und ihr Er-Leben wie ihr Handeln auf ein neues Niveau gestellt. „Lebensqualität" so erworben und „Lebensstil" so praktiziert, formen sich demnach zu einem hochmotivierten „Handlungsmandat", das sich letztlich auch im Hinblick auf die „Lebensausstattung" positiv niederschlägt und ein durchgängig anderes Befinden im Sinne anderer „Selbst-Verhältnisse" zeitigt.

Diese Erfahrungen und noch viele ergänzend sollten uns ermutigen, an dem eingangs zitierten Satz von *H. Kudszus* festzuhalten, mit ihm zu arbeiten wie auch mit ihm zu leben: „Leben heißt auch – den anderen gegen ihn verteidigen."
Daß wir uns Liebe häufig anders vorstellen, ist unser Schicksal und das der Liebe gleichermaßen. Wer allerdings Gelegenheit hatte, Liebe in dieser Form zu begegnen, konnte ihre verwandelnde Kraft am eigenen Leibe verspüren und so zu neuen Sichtweisen des Lebens finden.

Autor: Dr. Dieter Fischer
Herrensteige 7, D-6990 Bad Mergentheim

Anhang

Seit der Fortschritt selbstläufig geworden ist, hat sich der Zukunftsoptimismus in eine Prozeßmelancholie verwandelt.
Peter Sloterdijk

Leben des Geistes

Es gibt ein Problem, ein einziges in der Welt: Wie kann man den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige Unruhe wiedergeben? Etwas, worauf sie hinniedertauen lassen, was einem Gregorianischen Choral gleicht?
Man kann nicht mehr leben von Eisschränken, von Politik, von Bilanzen und Kreuzwörträtseln. Man kann es einfach nicht mehr. Man kann nicht leben ohne Poesie, ohne Farbe, ohne Liebe und Licht.
Es gilt wieder zu entdecken, daß es ein Leben des Geistes gibt, das noch höher steht als das Leben der Vernunft und allein den Menschen zu befriedigen mag.
Antoine de Saint-Exupéry (aus: Brief an einen General)

Alle Dinge werden zu einer Quelle der Lust, wenn man sie liebt.
Thomas von Aquin

Jeder Handelnde glaubt an sich, auch wenn er noch so verzagt ist. Er ist unvermeidlich davon überzeugt, daß er – so wenig und so unvollkommen es auch sein mag – etwas bewirkt.
Volker Gerhardt

Je mehr Pferde du einspannst, desto rascher geht's – aber nicht das Ausreißen des Pflocks aus dem Fundament, was unmöglich ist, sondern das Zerreißen der Riemen und damit die leere, fröhliche Fahrt.
Franz Kafka

Will man den Augenblick verwenden, so ist er gerade nicht der Gegenwärtige. So aber wird sichtbar, daß der Augenblick keine bloße Bestimmung der Zeit ist. Sollen dagegen die Zeit und die Ewigkeit einander berühren, so muß es in der Zeit sein; und nun sind wir beim Augenblick.
So verstanden ist der Augenblick nicht das Atom der Zeit, sondern das Atom der Ewigkeit. Es ist der Reflex der Ewigkeit in der Zeit, ihr erster Versuch, die Zeit sozusagen zum Stillstand zu bringen.
Sören Kierkegaard

Löwenzahn-Wiese
Lauter kleine Sonnen hat der Löwenzahn.
Guck' nur, sie strahlen und leuchten dich an.
Und legst du dich in die Wiese hinein,
wird um dich lauter Sonne sein.
Hedwig Nottarp

Der Designer hat die Aufgabe, unseren Konsum zu moralisieren.
DIE ZEIT (Magazin)

Selbstbestimmung ist Selbst-Regulation im strikten Sinne: Selbstfestlegung nach eigenen Prinzipien. Weil also der Mensch sein Leben nach eigener Einsicht führen muß, braucht er Gesetze, die er sich selbst gibt und nach denen er sich bestimmt.
Volker Gerhardt

Endlich ein Letztes:
Die Selbstannahme bedeutet, daß ich damit einverstanden sei, überhaupt zu sein.
Romano Guardini

Alles, was dem Menschen von außen zustößt, ist null und nichtig. Sein Wesen ist von äußeren Umständen nicht abhängig; es gründet einzig und allein im Wert, den er sich selbst gibt.
Reichtümer, Stand, gesellschaftliches Ansehen, sogar Gesundheit oder geistige Gaben – alles wird gleichgültig. Es kommt nur auf das Bestreben, die innere Haltung der Seele an; und dieses innere Prinzip kann nicht gestört werden.
Ernst Cassirer

Wenn dein Alltag dir arm erscheint, klage ihn nicht an!
Klage dich an, daß du nicht stark genug bist,
seine Reichtümer zu rufen!
Denn für den Schaffenden gibt es keine Armut
und keinen armen, gleichgültigen Ort.
Rainer Maria Rilke

Lebensqualität ist Heimat haben – vor allem eine geistige.
Du kannst auf dieser Welt nur leben, wenn du sie zu deiner Geliebten machst, sie mit diesen ungeheuerlichen Wundern und Grausamkeiten annimmst und zwischen beiden das Gleichgewicht findest. Ob du das schon gelernt hast, alter Mann?
Man soll von den Dingen das nehmen, was sie zu gehen haben und nichts anderes von ihnen verlangen.
alles: *Janosch*

Jeder Mensch braucht das Gefühl,
als Person einen Wert darzustellen,
ein Bewußtsein der eigenen Würde aufrecht zu erhalten und sich selbst gegenüber als genügend adäquat zu empfinden.
Tobias Brocher

Wiederholung:
Dabei weiß ich: alles hängt davon ab, ob es gelingt, sein Leben nicht außerhalb der Wiederholung zu erwarten, sondern die Wiederholung, die ausweglose, aus freiem Willen (trotz Zwang!) zu seinem Leben zu machen, indem man anerkennt: Das bin ich! ....
Max Frisch

Wir Pädagogen haben etwas auf den Kopf gestellt: Wir meinen, der Mut zum Leben, welcher uns Menschen statt des Instinkts nötig ist, hänge ab vom Mut, der Intensität, dem Erfolg beim Lernen. Ich bin jedoch der Ansicht, es sei umgekehrt: Der Mut zum Lernen hängt ab von der Lebensqualität, von der Freude aus der Sensibilität und einer gesammelten Energie tätigen Lebens.
Wolfgang Mahlke

Immer wieder muß ich erst die Wolken in meinen Augen verscheuchen, bis ich endlich den Himmel sehe.
Peter Handke

ANEMONE
Erschütterer –: Anemone,
die Erde ist kalt, ist nichts,
da murmelt deine Krone
ein Wort des Glaubens, des Lichts.

Der Erde ohne Güte,
der nur die Macht gerät,
ward deine leise Blüte
so schweigend hingesät.

Erschütterer –: Anemone
Du trägst den Glauben, das Licht,
den einst der Sommer als Krone
aus großen Blüten flicht.
Gottfried Benn

Schwer werden – leicht sein
Paul Celan

Literatur:

Cassirer, E.: Versuch über den Menschen. Eine Einführung in eine Philosophie der Kultur. (1944). Frankfurt a. M. 1990.

Dill, E.: Lebensqualität als Grundlage der Förderung schwer geistigbehinderter Menschen. In: GRAMPP, G. – s. o.

Fischer, D.: Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug. Leben und Lernen mit behinderten Menschen. Sammelband von Aufsätzen, Vorträgen und Essays. Band I und II (jetzt), Band III (im Herbst). edition bentheim. Würzburg 1992.

ders.: Lebensqualität und Behinderung – ein Widerspruch? In: GRAMPP, G. – s. o.

Gehlen, A.: Urmensch und Spätkultur. Wiesbaden 1986.

Gerhardt, V.: Lebensführung. Zur Grundlegung der Moral. Vortrag im Rahmen der TELE-Akademie des SWF. 16. Februar 1992. Manuskript.

Grampp, G. (Hrsg.): Alltagsorientierung und Lebensqualität. Festschrift zum zehnjährigen Jubiläum der Fachschule für HeilerziehungspflegeSchwäbisch Hall. 1991. Zu beziehen über die dortige Schule; D-7170 Schwäbisch Hall, Sudetenweg 92.

Guardini, R.: Die Annahme seiner selbst. Würzburg 1960.

Heitger, M./Spiel, W.: Interdisziplinäre Aspekte der Heil- und Sonderpädagogik. München 1984.

Hersch, Jeanne: Der Sinn für den Sinn. In: *Schulz* H. J. (Hrsg.): Was der Mensch braucht. Anregungen für eine neue Kunst zu leben. Stuttgart 1977.

Kast, Verena: Freude, Inspiration, Hoffnung. Olten 1988.

Kobi, E. E.: Erziehung zwischen Hoffnung und Erwartung. In: Bekenntnisse zum Leben. Menschenbilder in der Heilpädagogik zwischen gestern und morgen. Hrsg. vom Verband der Heilpädagogen. 1990, D-2370 Büdelsdorf über Rendsburg, Rudolf-Kinau-Straße 1.

ders.: Heilpädagogische Daseinsgestaltung. Luzern 1988.

Mann, Th.: Der Wille zum Glück – und andere Erzählungen. Fischer TB 9439 – Frankfurt a. M. 1991.

Richter, H. E.: Leben statt machen. dtv 11292. München 1990.

Rittner, J./Gründner, K. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band V. Stichwort: Lebensphilosophie. Basel – Stuttgart 1980.

Schellenbaum, P.: Abschied von der Selbstzerstörung. Befreiung der Lebensenergie. Stuttgart 1987.

ders.: Die Wunde der Ungeliebten. Blockierung und Verlebendigung der Liebe. München 1988.

Schumm, H.: Lebensqualität in sozialen Einrichtungen. In: *Gramp*, G.

Speck, O.: System Heilpädagogik. München 1987.

ders.: Chaos und Autonomie der Erziehung. Erziehungsschwierigkeiten unter moralischem Aspekt. München 1991.

Zulehner, P. M.: Wissen, wofür man lebt. Vortrag im Rahmen der TELE Akademie des SWF. 22. Mai 1988. Vortragsmanuskript – zu beziehen über den SWF, D-7570 Baden-Baden.

ders.: Kleine Lebenswelten. Zu einer neuen Beziehungskultur zwischen Mann und Frau. Paderborn 2. Auflage 1991.

Liebe LeserInnen, beachten Sie bitte nachstehende BERICHTIGUNG zu Heft 1/1992, Artikel „Therapieformen in der ambulanten Behandlung autistischer Menschen" von Stefan Dzikowski: Auf Seite 41 unten ist es durch Auslassung eines Wortes zu einer sinnentstellenden Formulierung gekommen. Der abgedruckte Satz lautet: „Darin ist wohl der Grund zu sehen, warum das erzwungene Halten in der Autismustherapie heute noch angewendet wird". Richtig muß der Satz aber heißen: „..., warum das erzwungene Halten in der Autismustherapie heute kaum angewendet wird."
Wir bitten sowohl den Autor als auch Sie, geschätzte Leser und Leserinnen, für diesen Fehler um Entschuldigung!

Die Redaktion